# Pe aspera ad astra: Lebenskampf

Dietrich Wolff Gottfried von Wernsdorff


Per aspera ad astra!
Schicksale eines ehemaligen Offiziers in Amerika
Lebenskampf.

Als Fortsetzung zu vorliegendem Bande erscheint in Kürze:

# Per aspera ad astra

## Schicksale eines ehemaligen Offiziers in Amerika.

## „Lebenswende."

Preis: Geheftet ca. 5 Mk., gebunden ca. 6 Mk.

Nach 6jähriger Abwesenheit machte der Verfasser von Harrisburg aus die erste Besuchsreise in die Heimat, kehrte aber bald nach Amerika zurück und mußte von neuem den Kampf aufnehmen. Mit der Journalistenlaufbahn, die er in New York einschlug, beginnt für ihn nach heißem Mühen und Ringen endlich eine bessere Zeit. Aber gerade jetzt erwacht in ihm die Sehnsucht zur Heimat, er kehrt zurück und bekleidet heute in Deutschland als Kgl. Beamter eine angesehene Stellung.

---

# Im Morgenlicht.

## Kriegs-, Jagd- und Reiseerlebnisse in Deutsch-Ostafrika.

Tagebuchblätter

von

**Hans Paasche,**

Oberleutnant z. S.

Mit ca. 100 Original-Aufnahmen des Verfassers.

Preis: Geheftet ca. 10 Mk., in eleg. Leinenband ca. 12 Mk.

In dem Buche gibt der Verfasser, der Sohn des bekannten Parlamentariers und Vizepräsidenten des Deutschen Reichstages, von den Kämpfen während des letzten Aufstandes in Deutsch-Ostafrika, an denen er als Kommandant der Matrosenabteilung teilgenommen hat, eine überaus frische und fesselnde Schilderung, die — ist es doch die erste ausführliche Beschreibung der Kämpfe in Deutsch-Ostafrika — auch auf geschichtlichen Wert Anspruch erheben darf. Oberleutnant Paasche hat nach Beendigung der Unruhen seinen Aufenthalt in Deutsch-Ostafrika zu einer Forschungsreise benutzt, deren Ergebnisse er in anschaulichster Weise in seinen Tagebuchblättern niedergelegt hat. Gesteigert wird das Interesse des Lesers noch durch zahlreiche trefflich gelungene Originalaufnahmen, zum Teil von Tieren, die vor ihm noch niemand auf der Platte festgehalten hat.

---

# Alt-Berlin anno 1740

von

**Ernst Consentius.**

Mit 10 Abbildungen und 1 Plan.

Preis: Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Gestützt auf eine Fülle urkundlichen Materials, das bisher noch von keiner Seite benutzt wurde, gibt der Verfasser ein Bild der wirtschaftlichen Verhältnisse Berlins im Jahre 1740. Die sogenannte „gute alte Zeit" — ein vielgebrauchtes Wort von sehr vager Bedeutung — wird erst lebendig und gegenwärtig, wenn die Bedingungen, unter denen sich das Leben des Alltags abspielte, bekannt werden; und zwar die Bedingungen, die das Leben des Bürgers bestimmten. Der Hof und seine Feste sind mehrfach geschildert worden — die bürgerliche Sphäre blieb unbeachtet. Es lohnt sich deshalb zu fragen, wie sah es in Berlin aus, als Friedrich Wilhelm I. starb, als Friedrich der Große im Jahre 1740 die Erbschaft seines Vaters antrat?

Ein Plan von Berlin aus dem für Berlin und Preußen entscheidenden Jahre 1740 sowie „Prospekte" der Stadt werden dem Leser willkommen sein.

# Per aspera ad astra

•• Schicksale ••

eines ehemaligen Offiziers in Amerika

## Lebenskampf

Berlin
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn
1907

# Vorwort.

Auf Zureden von befreundeter Seite habe ich mich entschlossen, die folgenden Briefe, die ich in schwerer Zeit — auch in frohen Tagen — aus Amerika in die Heimat sandte, zu veröffentlichen unter dem Wappenspruch meines Hauses „Per aspera ad astra“, der in zwölf Kampfesjahren im Ausland für mich noch besondere Bedeutung gewann.

Mich leitet bei der Veröffentlichung meiner Briefe nicht nur der Gedanke, daß es viele meiner Freunde und Kameraden, auch Fernerstehende interessieren wird, von meinen Lebensschicksalen zu hören, sondern auch der Wunsch, so manchem, der hier durch eigene oder anderer Schuld Schiffbruch gelitten, einen Pharus am Meere seines Lebens zu zeigen, der ihm hinüberleuchtet in das weite schöne Land jenseits des Ozeans: „Dort fange dein Leben von neuem an“.

Nach Jahren ernsten Kampfes blicke ich mit Dank auf die schwere Schule des Lebens in Amerika zurück, mit Dank auf das Land, das mir nichts schuldig geblieben ist, das mir bereits Adoptiv-Vaterland geworden war, das dem Suchenden und Kämpfenden auch den Erfolg redlichen Strebens nicht versagt hat!

Es hat dies Land in seines Reichtums Fülle  
Noch nimmermehr die Hülfe dem versagt,  
Dem hart und fest, und ungebeugt der Wille,  
Der, nicht geschreckt durch seine rauhe Hülle,  
Den Kampf ums Dasein mutig hat gewagt!

Berlin, Oktober 1907.

Der Verfasser.

Milwaukee, 19. November 1892.

Meine geliebten Eltern!

Ihr werdet gewiß schon sehr auf Nachricht von mir gewartet haben, aber es war mir bis jetzt nicht möglich, Zeit zu einem ausführlichen Brief zu finden, da ich fortwährend auf Arbeitsuche unterwegs war. Ich wollte auch nicht eher schreiben, bis ich Sicheres über eine feste Anstellung berichten konnte, die ich jetzt endlich hoffe gefunden zu haben.

Nun will ich aber zurückgreifen und von Anfang an erzählen. Nachdem Vaterchen mich in Bremen verlassen hatte, war mir recht traurig zumute! Ich saß eingeklemmt zwischen lauter fremden Menschen, und so dampfte ich nach Bremerhaven ab. Hier wurden die Passagiere erst auf eine kleine Pinasse verladen und diese beförderte uns an Bord des großen Dampfers „Trave". Bei unserer Ankunft spielte die Musik und es gab ein großes Gedränge, Hin- und Herlaufen und Suchen nach den Koffern. Jeder schleppte sich mit seinem Gepäck herum und suchte nach seiner Kajüte. Ich hatte eine mit drei andern zusammen, einem Bäcker, einem Restaurateur, der im Mai während der Weltausstellung in Chicago eine Münchner Bierstube aufmachen will, und einem Käfersammler, der nach Südamerika ging. Wegen

der Choleragefahr dürfen die Dampfer jetzt keine Zwischendeckspassagiere aufnehmen, daher war das Publikum in der zweiten Kajüte ein sehr gemischtes: Handwerker, Dienstmädchen usw. Allerdings auch einige gebildete Menschen darunter, denen ich mich anschloß. Erstens eine Engländerin mit ihrem sehr netten 17jährigen Sohn und dann ein Newyorker Kaufmann, Deutscher, mit Frau und Kind. Er gab mir viele recht gute Ratschläge und borgte mir während der ganzen Reise den Deckstuhl, den er für seine Frau gekauft hatte, den diese aber gar nicht benutzen konnte, weil sie die ganze Zeit seekrank war und in ihrer Kajüte oder im Damenzimmer saß, statt auf Deck zu gehen.

Bis Southampton hatten wir eine schöne Fahrt, und wenn mir auch anfangs das leise Schaukeln des Dampfers Schwindel verursachte, so konnte ich doch immer auf Deck bleiben, lief viel umher und besah mir alles Neue und Interessante. Zum ersten Abendessen fehlten schon viele, die noch mittags dagewesen waren, — ja viele wurden schon seekrank sowie wir aus der Weser heraus waren. Da saß ich denn abends mit dem Newyorker Kaufmann allein bei Tisch und die beiden Mädchen, die mich beim Mittagessen meiner trübseligen Miene wegen verhöhnt und ausgelacht hatten, lagen nun auch krank.

In Southampton kamen noch neue Passagiere an Bord, meist erster Kajüte; u. a. auch ein Rennstallbesitzer, ein Amerikaner, der in Amerika sein väterliches Vermögen durchgebracht hatte, mit dem letzten Rest von Luxus — sechs Rennpferden — nach Deutschland gegangen war und dort auf verschiedenen Rennplätzen soviel Geld verdient hatte,

daß er wieder ein reicher Mann war. Nun konnte er in Amerika seine Schulden bezahlen und fuhr hinüber, um neue Pferde zu kaufen. Außerdem waren noch viele Amerikaner an Bord, Kaufleute, Farmer und Handwerker, ein buntes, zuerst ganz interessantes, aber meistenteils — schmieriges Bild!

Von Southampton an merkte man doch gleich einen großen Unterschied in der Wellenbewegung; der Atlantische Ozean ist doch etwas anderes als die Nordsee, — und nun kam auch an mich die Reihe! Drei Tage lang blieb ich im Bett, weil mir beim Versuche aufzustehen, bei der geringsten Bewegung entsetzlich schwindelig und übel wurde. Am 4. Tage stand ich — wenn auch mit großer Überwindung — wieder auf, ging auf Deck, legte mich auf meinen bequemen, geborgten Deckstuhl, ließ mich am Stuhl, den Stuhl am Deck festbinden, und ließ mir auch die Mahlzeiten dorthin bringen. Viele machten es so, denn es war das beste Mittel, sich gesund zu erhalten; ich tat es nun fast jeden Tag, lag in dem Deckstuhl und dachte an die Zukunft.

Eine Sache, die alle Gemüter auf dem Schiff bewegte, war die gerade während unserer Fahrt in Amerika stattfindende Präsidentenwahl. Die Demokraten waren für Cleveland, die Republikaner für Harrison.

An einem schönen sonnigen Tage hatte sich einer von den demokratischen Farmern auf den erhöhten Luftkasten, der sich mitten auf Deck befindet, gestellt wie auf eine Rednerbühne, und hielt mächtige, zündende Wahlreden, die aber weder ideellen noch praktischen Nutzen hatten, denn bis wir nach Newyork kamen, waren die Wahlen ja doch schon

längst beendigt. Immerhin nahm aber das ganze Passagiervolk daran teil, zweite und erste Kajüte, auch der Kapitän und die Offiziere, und wenn auch die Deutschen kein Interesse an den Wahlen nahmen, so betrachteten sie das als ein amüsantes Schauspiel. Wurde es ihnen aber zu langweilig, dann stimmten sie ein deutsches, patriotisches Lied an, wie es der biedere Bajovare, mein Kajütengenosse, einmal plötzlich tat —: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein"; laut schallend fiel das deutsche Publikum ein, und die unnütze Wahlrede hatte ihr Ende erreicht.

Am Donnerstag den 10. November, nachts 12 Uhr, kamen wir endlich in Newyork an, es war bitter kalt! Ein Postdampfer kam herausgefahren, um unsere Postsachen in Empfang zu nehmen, und durch ihn erfuhren wir denn, daß Cleveland gewählt sei. Der Jubel der Demokraten kannte keine Grenzen. „Hurra Cleveland!" ging es die ganze Nacht, an Schlaf war nicht zu denken. Ich spazierte bis zum Morgen auf Deck umher und konnte mich nicht satt sehen an dem Ausblick auf Newyork, das mit seinen Millionen von Lichten in einem weiten großartigen Halbkreis vor uns lag. Endlich erschien Freitag morgen um 8 ein Quarantänearzt und wir durften landen. Ich hatte mir von meinem Mitreisenden einen billigen Gasthof nennen lassen und fuhr nun zuerst dahin, um mich gründlich zu reinigen und zu frühstücken, ehe ich mir von der Bank das avisierte Geld und das bestellte Billet nach Milwaukee abholte. Da war aber ein Fehler in der Berechnung, und als das Billet bezahlt war, bekam ich nur ein paar Cents über 4 Dollar heraus,

und diese 4 Dollar mußte ich nun gleich in dem Gasthof bezahlen, so hatte ich also nichts an Zehrgeld für die lange Reise nach Milwaukee. Gleich Freitag abend machte ich mich auf den Weg dahin, und das war nun allerdings eine entsetzliche Reise! Auf den kurzen amerikanischen Bänken kann man sich nicht ausstrecken, also verbrachte ich die Nacht sitzend ohne Schlaf. Am anderen Morgen kam eine Frühstücksstation, Albany, „15 Minuten Aufenthalt“, alle Türen wurden geöffnet, alles strömte heraus. Ich schnitt mir ein Stück von der Wurst ab, die mir Mutterchen mitgegeben hatte und trank ein Glas Wasser dazu. Diese heimatliche Wurst war meine Rettung, Muttchen!

Mittags forderte mich ein Neger auf, zum Diner in den Speisewagen zu kommen; ich sagte lächelnd „Ich habe keinen Hunger“, studierte nachher die Speisekarte, die er dagelassen hatte und aß ein Stück Wurst dazu. Nach diesem Mittagsmahl schlief ich endlich ein wenig; abends wieder ein Stück Wurst und ein Glas Wasser und in der Nacht wenig Schlaf! Ich freute mich schon auf das warme Mittagessen in Milwaukee, aber plötzlich lagen wir fest in der Nacht, hatten eine volle Stunde Aufenthalt, weil an der Maschine etwas zu reparieren war, und nun hieß es haushalten mit den letzten Rest der Wurst, denn nun hatten wir den Anschluß nach Milwaukee versäumt und mußten sieben Stunden in Chicago liegen bleiben, von 11 bis 6. Das waren wirklich qualvolle Stunden für meinen ausgehungerten Magen; morgens und mittags bot mir der Rest der Wurst die beiden letzten Mahlzeiten dar und dann begab ich mich in Chicago, wo wir um 11 Uhr vormittags

ankamen, auf die Wanderung, um womöglich durch das Sehen all des Neuen und Interessanten meinen Hunger zu vergessen!

Es war ein heller, klarer Sonntag und unter anderen Umständen hätte ich wohl großen Genuß von dem fünfstündigen Spaziergange gehabt, so aber — matt und elend, war es nur ein zweckloses Umherirren, um meinen Hunger zu betäuben! Von 4 bis 6 saß ich auf dem Bahnhof bis zur Abfahrt des Zuges, hatte einfach keine Kraft mehr zum Umhergehen. Einen Augenblick hatte ich daran gedacht, einen kleinen goldenen Bleistift zu versetzen, den ich einst in C. von Prinzeß B. geschenkt bekam, um mir etwas zum essen kaufen zu können, ich konnte mich aber doch von dem lieben Andenken nicht trennen.

Um $^1/_2$9 kam ich endlich in Milwaukee an, ging in ein deutsches Hotel, und nachdem ich mich von dem Schmutz und Staub der zweitägigen Eisenbahnfahrt gereinigt hatte, fiel ich mit wahrem Heißhunger über die ersehnte erste warme Mahlzeit her. Ich schlief danach auch sehr gut, hatte nur immer noch das Gefühl, als ob sich das Zimmer mit dem Bett, und das Bett mit mir beständig rundum drehte! Am anderen Morgen holte ich mir zunächst das angewiesene Geld von der Bank und ging dann zu verschiedenen Personen, auf Empfehlung von Verwandten und Freunden, mit der Anfrage, ob mir der eine oder andere eine Stelle verschaffen könnte. Überall wurde ich sehr liebenswürdig aufgenommen, man hörte mich freundlich an, wünschte mir Erfolg — aber niemand wußte etwas von einer passenden Stellung. Wenn sie auf ihre Frage: — „was haben Sie vorher gearbeitet"

die Antwort bekamen: „ich war Offizier", so erfolgte ein bedauerliches Achselzucken, „tut mir sehr leid" usw., — und ich konnte wieder gehen. Ich hörte nachher von verschiedenen Seiten, daß das Mißtrauen gegen ehemalige Offiziere zu tief eingewurzelt sei; man weigert sich, ihnen gleich bessere Stellungen zu geben; sie sollen erst zeigen, daß sie auch ernste Arbeit in untergeordneter Stellung verrichten können. Zunächst half mir einer der Herren, ein anständiges, billiges Boarding-house ausfindig zu machen, wo ich nun vorläufig untergebracht bin.

Ich bin in diesen Tagen von früh bis spät herumgelaufen, wollte die erste beste Arbeiterstelle annehmen, die sich fand. Einer Zeitungsannonce zufolge ging ich gleich am Donnerstag nach einer Eisengießerei, wo Arbeiter gebraucht wurden, und wurde zum andern Morgen hinbestellt. Die Fabrik liegt 4 englische Meilen außerhalb der Stadt; ich zog meinen alten Hausrock an und nahm mir vom Frühstück etwas Brot und kaltes Fleisch mit, weil ich über mittag nicht nach Haus kommen konnte. In der Fabrik angekommen, stellte der Vormann mich bei einer Arbeit an; ich hatte Formen aus Erde zu machen, die am Nachmittage mit flüssigem Zinn ausgegossen und dann herausgebrochen werden sollten. Die Arbeit war nicht gerade leicht, es waren schwere Formen herbeizuschleppen, aber ich hätte sie ganz gut machen können.

Mit dem besten Willen und mit Lust und Mut zur Arbeit war ich hingekommen, aber was ich erlebte, war recht deprimierend.

Schon wie der Aufseher mich durch die Reihen der Arbeiter führte, grinsten mich lauter höhnische Gesichter an,

denn obwohl ich meinen ältesten Hausrock anhatte, keinen Kragen um den Hals, den Rock bei der Arbeit auch gleich auszog und im Hemde arbeitete, sahen mir die Kerle doch wohl gleich an den Händen an, daß ich kein Arbeiter war, — ich hätte sie mir vorher schmutzig machen sollen.

Ich tat ruhig meine Arbeit, ohne mich um die andern zu kümmern, ja es war mir sogar ganz interessant, diese Formen zu machen, nun ging aber der Aufseher hinaus und kaum war er fort, da flogen die gemeinsten Schimpfworte, die ich gar nicht wiederholen mag, in englischer und deutscher Sprache zu mir herüber. Ich tat, als ob ich nichts hörte und arbeitete ruhig weiter, und nun ging dies Schimpfen, Höhnen und Spotten wohl zwei Stunden so weiter, da wurde es ihnen langweilig, weil ich nicht darauf reagierte. Dann aber flog mir plötzlich, ohne daß ich wußte, woher — ein schwerer Sandsack an den Kopf, schleuderte mir den Hut herunter und verursachte mir für ein paar Augenblicke tüchtiges Schädelbrummen! Schallendes Gelächter belohnte die Heldentat des gemeinen Kerls; ich wußte gar nicht, wer es gewesen, hätte mich ja aber auch gar nicht rächen können, denn was hätte ich wohl gegen diese vielen großen, starken Kerls ausrichten sollen!

Der Aufseher, der vielleicht hätte einschreiten können, war auch nicht da, also arbeitete ich weiter, wenn mir auch gräulich zumute war. So kam die Mittagspause heran, ich setzte mich auf meinen Formenkasten auf die Erde, nahm mein Butterbrot und wollte eben anfangen zu essen, da flog mir wieder ein Sandsack an den Kopf, der Sand mir ins Gesicht und auf das Brot — ich konnte nicht essen, ich war

ganz verzweifelt, riß mit einem Ruck den Rock vom Nagel und ehe es noch einer hindern konnte, war ich aus dem Saal heraus, im Freien. Ich wanderte die 4 Meilen wieder zur Stadt zurück, ging zu dem guten B., der so freundlich zu mir gewesen, mir auch bei der Wahl der Wohnung behilflich gewesen war und erzählte ihm alles. Er tröstete mich so gut er konnte, aber ich war recht mutlos geworden, jedenfalls fest entschlossen, nicht wieder in die Fabrik zu gehen, denn wenn ich auch mit dem besten Willen hingegangen war, und auch trotz allen Ekels, den ich empfand, dabeigeblieben wäre, — so sah ich jetzt ein, daß ich noch nicht reif dazu war, unter solcher Bande zu arbeiten.

Ich mußte mich nun erst ein paar Stunden niederlegen, weil ich heftige Kopfschmerzen bekommen hatte, dann ging ich wieder in die Stadt, um Arbeit zu suchen. Ich fand auch eine, zwar nur temporäre, aber es war doch eine Beschäftigung; bei einem Restaurateur wurden Fackeln für die Siegesfeier der Demokraten angefertigt, und noch diesen selben Freitag Abend von sieben bis zehn und Sonnabend von morgens sieben bis nachmittags fünf hämmerte ich die Fackeln zurecht, riß mir die Hände und Finger wund an den Fackelhaken und den langen Nägeln, aber seelenvergnügt nahm ich meinen ersten Arbeitslohn, 2 Dollars, in Empfang, und ging dann nach der Franklinstraße, wo eine Kutscherstelle annonciert war.

Die Tochter des Hauses, ein sehr hübsches Mädchen, empfing mich, und wir führten die Verhandlungen zuerst auf englisch, weil ich so angefangen hatte: „Did you not want a coachman?“ Als sie aber im Laufe des Gesprächs

erfuhr, daß ich aus Deutschland sei, verhandelten wir auf deutsch weiter, da sie auch Deutsche waren, — übrigens eine sehr angesehene, reiche Familie.

Papa und Mama kamen nun auch noch dazu und fragten mich gehörig aus. Ich sagte ihnen, ich wäre 4 1/2 Jahre Soldat gewesen, könnte fahren und reiten, wäre vom Lande, kurz — ich log nicht gerade, aber ich sagte auch nicht die ganze Wahrheit, denn dann hätten sie mich keinesfalls genommen.

Vater und Tochter waren schon einig, mich zu engagieren, obwohl ich aus dem Benehmen aller drei merkte, daß sie mich doch nicht für das hielten, was ich scheinen wollte, — der Mutter aber schien doch die Sache nicht ganz geheuer! Sie fragte mich denn, um doch einen Grund zur Ablehnung zu haben, ob ich mit der Dampfheizung vertraut sei; ich verneinte es, doch würde ich mir die Kenntnis hoffentlich bald aneignen; sie sagte aber: „Nein, dann wollen wir uns doch lieber einen hiesigen Kutscher nehmen.“ Darauf verschwanden Vater und Mutter und die Tochter gab mir noch die Adresse einer bekannten Familie, die auch einen Kutscher suche. Ich sagte „Danke sehr, guten Abend, mein gnädiges Fräulein“, und machte eine kavaliermäßige Verbeugung. Sie lachte und ich empfahl mich! Sie ahnte jedenfalls den Zusammenhang der Geschichte.

Das war also nichts. Den Sonntag benutzte ich dazu, um mir meine sämtliche Garderobe gründlich zu reinigen, auch die Stiefel blank zu putzen und nachmittags ging ich in die Kirche, wo der Pastor mehr über Tennyson und die englische Literatur im allgemeinen als über Religion sprach.

Mein Boarding-house ist schauderhaft! Nicht etwa der Verkehr und das gemeinsame Essen mit Arbeitern in Hemdsärmeln und mit schmutzigen Händen, — das war mir anfangs zwar unangenehm, aber ich habe mich bald daran gewöhnt, es sind alles gute Kerls und ich übe mich mit ihnen bei Tisch tüchtig im Englischen. Das ist nicht das Schlimmste hier, — aber ehe ich mich an das dreckige Geschirr, Teller, Messer, Gabeln und die schmutzige, ungenießbare Zubereitung der Speisen gewöhnt habe, das hat mehrere Tage gedauert; ja, anfangs ist mir so übel vom Ansehen geworden, daß ich aufstehen und hinauslaufen mußte. Zuletzt habe ich jetzt einfach alles hinuntergeschlungen, ohne es anzusehen, denn ich mußte doch, anyhow, meinen Hunger stillen!

Aber das hat ja nun zum Glück ein Ende, denn nun kommt zum Schluß das beste: Heute vormittag hat mich ein hiesiger reicher Goldschmied mit großem Geschäft und eigenem Hause als Kutscher engagiert, ich siedle noch heute dahin über, wo ich wenigstens allein — und vielleicht auch etwas besser — werde essen können. Soweit bin ich nun also glücklich gekommen und ich will nun auch den Mut nicht sinken lassen, wenn ich's auch noch so schwer haben sollte, — ich werde mir schon meinen Lebensunterhalt verdienen. Sowie ich einige Tage in meiner neuen Stellung bin, schreibe ich wieder. Ihr müßt nun schon den lieben Geschwistern allen und den Verwandten (die von mir hören wollen) aus meinem Briefe erzählen oder ihn kursieren lassen, denn ich kann nicht alles noch einmal schreiben, mir tun die Finger schon weh.

Wieviel Lohn ich übrigens bekommen werde, weiß ich noch nicht, der neue Chef fragte mich, wieviel ich beanspruchte, und ich antwortete ihm, das stünde ganz in seinem Belieben, da ich mit den hiesigen Verhältnissen nicht Bescheid wüßte. Wenn ihr an mich schreibt, laßt das „von“ fort, die Betonung des Adels hat hier keinen Zweck, könnte mir unter Umständen nur hinderlich sein.

Mit den innigsten Grüßen immer in treuer Liebe

Euer Sohn.

Milwaukee, 8. 12. 92.

Meine geliebten Eltern!

Meinen Brief vom 20. v. M. werdet Ihr wohl am letzten Sonntag erhalten haben, so daß ich nun hoffentlich zu Weihnachten, wenn Ihr gerade diesen Brief bekommen werdet, auch Nachricht von Euch habe. Nun will ich Euch berichten, wie es mir seither erging. Heute bin ich 14 Tage in meiner Stellung, und ich habe es noch nicht bereut, sie ohne Besinnen sofort angenommen zu haben. Mein Brotherr ist, wie ich schon schrieb, ein angesehener Goldschmied, für deutsche Begriffe ein sehr reicher Mann, für amerikanische Millionenschätzung: Mittelsorte. Teilhaber im Geschäft ist sein jüngerer Bruder, der auch mit im Hause wohnt.

Seine Frau ist vor einigen Wochen in Deutschland, wohin die ganze Familie gesundheitshalber gereist war, gestorben, und hat ihm drei kleine Kinder hinterlassen. Seit die junge Frau tot ist, ist die Mutter mit einer jüngeren Tochter, Maria, ins Haus gezogen; diese beiden erziehen die Kinder und führen die Wirtschaft. Außerdem gehört zum Hausstand noch das Mädchen: die Hanne.

Die Leute sind freundlich zu mir, ich habe eine Stube für mich allein über dem Stall, ich bekomme gut zu essen, aber ich habe furchtbar viel zu tun, und die Arbeit ist zum Teil recht schwer und anstrengend. Anfangs glaubte ich, ich

könnte es nicht aushalten, aber man kann viel aushalten und leisten, wenn man sich sagt: Du mußt! Wo sollte ich auch so schnell eine andere Stellung finden? Und die Arbeit wäre wo anders vielleicht noch schwerer gewesen.

Jetzt nach 14 Tagen wird es mir auch schon etwas leichter, ich habe mich eingearbeitet. Nun will ich Euch mal meinen Tageslauf und was er an Arbeit mit sich bringt, beschreiben:

Um 5 Uhr stehe ich auf und füttere das Pferd. Dann gehe ich ins Haus hinüber, reguliere den Ofen, trage die Asche fort und schütte neue Kohlen auf. Es ist dies nämlich, wie hier fast überall, ein riesiger Ofen, der im Keller steht und durch Röhrenleitung das ganze Haus heizt, ein sogenannter „furnace“. Er brennt ununterbrochen den ganzen Winter, muß nur immer von oben mit Kohlen gefüllt, und unten muß die Asche herausgenommen werden. Dann mache ich dasselbe mit meinem Ofen im Stall, fege diesen und die Wagenremise aus und mache mein Zimmer rein, d. h. fege es aus, mache mein Bett usw. Dann ist es ungefähr 6 Uhr, das Pferd ist mit Fressen fertig und wird nun geputzt. Um sieben spanne ich den buggy — kleiner leichter Selbstfahrer — an, lasse ihn angespannt in der Remise stehen und gehe dann ins Haus hinüber zum Kaffeetrinken, wozu es frische Buttersemmeln gibt. Um $^1/_2$8 Uhr fahre ich vor und dann Herrn Meier nach seinem Geschäft. Wenn ich um $^1/_2$9 wieder zurück bin, spanne ich aus und hacke eine Stunde Holz. Diese Arbeit, namentlich das Zersägen der großen langen Holzkloben, wird mir sehr schwer, aber es muß immer Holzvorrat da sein, und so säge und

hacke ich denn, und manchmal ist der Holzblock naß von meinem Schweiß. Dafür bekomme ich dann um 10 Frühstück, belegtes Butterbrot und eine Flasche Bier. Beim Frühstück sitzen wir alle zusammen in der Küche, die Mutter, Martha, Hanne und ich. Die Mutter erzählt dann von ihren Erlebnissen in Deutschland, dazwischen sagt sie hin und wieder: „Esse's, esse's Dietrich, daß Se net mager werde.“ Nach dem Frühstück klopfe ich Decken und Teppiche aus, mache evtl. wieder den Stall rein, oder wenn abends vorher spät gefahren ist, sind Wagen zu waschen. Um $^1/_2$12 spanne ich wieder an und hole die beiden Brüder vom Geschäft zum Essen nach Haus. Über Mittag bleibt der Wagen auf der Straße vor der Tür stehen, das Pferd wird an einem Ring angebunden. Mittags essen Hanne und ich in der Küche, die andern nebenan im Eßzimmer. Kommen die beiden Brüder aber nicht zu Tisch nach Haus, wie es jetzt in der arbeitsreichen Zeit vor Weihnachten häufiger vorkommt, dann essen wir alle zusammen in der Eßstube, und dann werden Kutscher und Dienstmädchen in jede Unterhaltung mit hineingezogen, dürfen überall mitsprechen.

Nach Tisch fahre ich die beiden gleich wieder ins Geschäft und ich dann allein zurück. Nun gehts ans Wagen- und Geschirrputzen. Die Wagen werden mit einem langen Schlauch gereinigt, der an die Wasserleitung angeschraubt wird; ich lasse das Wasser fortwährend über die Wagenteile laufen und reibe mit einem Schwamm nach. Die rechte Hand erstarrt mir manchmal von dem ununterbrochenen kalten Wasserstrahl. An einem Wagen habe ich mindestens eine Stunde zu waschen und zu putzen; nun fährt aber nach-

mittags auch häufig die Marta auf Besorgungen, oder die Kinder fahren zur Großmutter oder Tante in der großen Kutsche, dann muß ich sie auch abends wieder abholen, und komme dann nicht mehr dazu, die Wagen reinzumachen. So habe ich an manchen Tagen alle drei Wagen zu putzen, freue mich ja auch, wenn Wagen und Geschirre blitzblank sind, aber in dem momentan herrschenden Schmutzwetter bedeutet das tägliche Waschen, Putzen, Duschen und Abreiben von Pferd, Wagen und Geschirren eine große Arbeit. Sollte Frostwetter eintreten, wird die Arbeit ja leichter sein. Meine Hände sehen schrecklich aus, aufgesprungen, aufgeplatzt, schwielig und steif, und der Schmutz hat sich in die Risse so eingefressen, daß ich sie kaum rein bekomme. Na, das schadet aber nichts, wenn ich mal wieder nach Hause komme, werden sie schon wieder rein werden! Nur daß ich von dem vielen kalten Wasser manchmal Reißen in Händen und Armen habe, ist mir unangenehm.

Zwischen Mittag- und Abendbrot gibt es nichts, da kaufe ich mir gewöhnlich um 4 Uhr in einer nebenan gelegenen Restauration eine Tasse Kaffee und etwas zu essen. Um 8 Uhr gibt es Abendbrot, und dann gehe ich gleich zu Bett — wenn ich nicht, wie heute, schreibe —, denn ich bin an allen Gliedern wie zerschlagen.

Ihr seht, geliebte Eltern, Arbeit habe ich genug, aber ich tue sie gern, von dem einzigen Gedanken geleitet, hier allmählich vorwärts zu kommen. Mir ist oft elend zumut, so fern von der Heimat, von Euch allen, herausgerissen aus meinem lieben früheren Beruf! Doch ich will nicht klagen; wenn ich nur gesund bleibe und die Arbeit auf die Dauer aushalte!

Hoffentlich trifft dieser Brief gerade zum Weihnachtsfest bei Euch ein, und nun will ich zum Schluß Euch Lieben allen zu Hause zum Fest und zum neuen Jahre recht viel Glück und Segen wünschen. Ich bin furchtbar müde, Gute Nacht! Tausend Grüße von

Eurem treuen Sohn.

Milwaukee, 21. 12. 92.

Meine lieben Eltern!

Vor einer halben Stunde rief unten aus dem Stall jemand nach meiner Stube herauf: „Dietrich!" Ich ging hinunter, da stand die Hanne, hielt die Hände auf dem Rücken und sagte mit freudestrahlendem Gesicht: „Ich habe etwas für Sie!" Ich sagte: „Sie bringen mir wohl Weihnachtskuchen zum kosten?". Da gab sie mir die beiden lieben Briefe von zu Hause!

Zum dritten Male habe ich sie eben durchgelesen und danke Euch tausendmal für Eure lieben Worte und Wünsche für mein Wohlergehen. Ich sehne mich sehr nach Euch allen; die lieben Briefe liegen vor mir, und ich kann meine Tränen kaum zurückhalten, — aber ich brauche es ja auch nicht, es sieht mich ja keiner hier in meinem Stübchen über dem Stall, und ich kann ungestört von Herzen zu Euch reden. Nur das Pferd, das ich „Ducky" getauft habe, stampft manchmal in seinem Stall und mahnt mich, daß ich ihm bald zu fressen geben muß.

Nun wollt Ihr mir auch noch alle Weihnachtsgeschenke schicken, auch die Schwestern. Ich danke Euch von ganzem Herzen für all Eure Liebe. Wenn man auch vielleicht schon manchmal im Leben geglaubt hat, einen Menschen lieb zu haben und wenn es ja auch wohl treue Freunde gibt, —

Eltern und Geschwister meinen es doch in allen Stunden am treuesten mit einem, und der alte Vers bleibt ewig wahr:

„Ein Bruder und eine Schwester,
Nichts treueres kennt die Welt,
Kein Goldkettlein hält fester
Als eins am andern hält!“

23. 12. Heute will ich wieder ein Stückchen weiterschreiben an meinem Brief. Eben komme ich aus der Stadt zurück, habe Herrn Meier zum Geschäft gefahren und in einer Stunde fahre ich mit Marta. Wir haben jetzt schönes klares Frostwetter mit etwas Schnee bekommen, so daß die Wagen nicht mehr so fürchterlich schmutzig werden, das ist eine rechte Erleichterung für mich. Überhaupt wird mir die Arbeit jetzt nicht mehr so schwer wie im Anfang. In einer halben Stunde säge und hacke ich jetzt drei große Holzscheite, und es macht mir ordentlich Freude, wie es mir jeden Tag leichter wird und schneller von der Hand geht. Im Holzstall ist jetzt großes und kleines Holz — Vorrat mindestens für 14 Tage — aber ich hacke jeden Tag noch dazu. Den Dung aus dem Stall muß ich jetzt jeden Tag aufs Gartenland tragen, damit im Frühjahr das Gemüse ordentlich wächst.

Nach Weihnachten will Herr Meier noch ein Pferd kaufen, ein flottes, junges, wie er sagt; dies ist ihm ein bischen zu ruhig, es soll Familienpferd werden. Dann gibt's noch mehr zu tun für mich, und ich werde wohl noch ein halbes Stündchen früher aus den Federn kriechen müssen.

25. 12. Hoffentlich kann ich meinen Brief heute beenden. Die letzten Tage waren recht schwer für mich, da

ich immer von morgens acht bis abends acht — ja einmal bis 11 — fürs Geschäft in der Stadt herumfahren mußte. Ich brachte nämlich den Leuten, die ihre Weihnachtseinkäufe in Meiers Juwelierladen gemacht hatten, all die Gold- und Silberwaren in ihre Häuser. So war mein buggy bepackt mit Schätzen im Werte von tausenden von Dollars, — silbernen und goldenen Büsten, Uhren, Bechern, Pokalen, Armbändern, Diamantringen, kurz allem, was man sich an Gold- und Silberwaren nur denken kann, hatte ich auf dem Wagen. Die kostbarsten Diamantringe hatte ich in den Taschen meines Paletots stecken, damit ich sie nicht verlöre. In solchem kleinen Kästchen steckte schon allein ein Wert von 100—200 Dollars, also 400—800 Mark! Gerade hier in Milwaukee gibt es so sehr viel reiche Leute, Tausende von Millionären. So fuhr ich also die beiden Tage, mit fremden Schätzen reich beladen, spazieren und hatte nur ganz kurze Mittagspausen.

Als ich am Heiligen Abend so durch die Straßen fuhr, mußte ich soviel an Euch alle denken, wie Ihr alle im Saal versammelt waret, und der Weihnachtsbaum brannte! — Es war furchtbar kalt und tolles Schneetreiben, der Schnee knirschte unter den Rädern, und man sah den Atem des Pferdes in dicken Dampfwolken ausströmen. In dieser Christnacht erfror ich mir das linke Ohr; ich rieb mir die Löffel ja immer abwechselnd, aber einer fror doch an, beide zugleich konnte ich ja nicht reiben, weil ich die Leine halten mußte. Poor Ducky hatte es ja noch schlechter, mußte den ganzen Tag traben, ich saß wenigstens in der warmen Pelzdecke.

Es sind hier enorme Entfernungen in der Stadt. Milwaukee ist wirklich eine Riesenstadt und hat im Verhältnis zu seiner Größe wenig Einwohner, 260000. Die Ausdehnung der Stadt ist deshalb eine so große, weil die Häuser nicht wie bei uns dicht aneinander, Mauer an Mauer gebaut sind. Dies ist nur im Zentrum der Fall, wo die großen Geschäfte, Banken und Hotels liegen. Sowie man aus dem Zentrum nach allen Himmelsrichtungen herauskommt, findet man ein vollständig anderes Bild. Da haben die Millionäre ihre Villen und Paläste, zu jedem derselben gehört ein mehr oder weniger großer Garten, so daß sich die Straßen sehr in die Länge ziehen. Auch ist nicht ein Haus wie das andere gebaut, sondern jedes anders; alle haben Türmchen oder Erker, Balkons und säulengetragene Veranden; prachtvolle Fenster, oft 2 m groß mit ungeteilten Spiegelscheiben, die zum Öffnen von unten nach oben hinaufgeschoben werden. Neben diesen großen Fenstern sind dann auch wieder ganz kleine, dreieckige, runde, mit bunten Gläsern, und gerade in dieser Mannigfaltigkeit und Unrelmäßigkeit der Anordnung liegt ein großer Reiz. Auch in der Bauart herrscht dieselbe Willkür und malerische Unregelmäßigkeit. Da ist oft der Unterbau aus gelben Ziegeln, der Oberstock, Turm und Erker aber aus roten gebaut, und bei anderen Häusern wieder umgekehrt. Fast alle Straßen haben Baumreihen an den Seiten; die grand avenue, die Hauptstraße, welche 6 Meilen lang ist, hat in der Mitte eine schöne Lindenallee.

Die schönsten Straßen und Plätze liegen am herrlichen Michigansee; von der reizenden Anlage dieses Stadtteiles am See könnt Ihr Euch gar keine Vorstellung machen! Ein

Palast neben dem andern, dazwischen Parks mit Denkmälern, — etwas tiefer das Seeufer, an welchem die Eisenbahn entlangläuft. Milwaukee ist entschieden eine der schönsten Städte der Welt; im Sommer muß ja die Stadt wie ein großer Garten aussehen.

Diese Abschweifung kam durch meinen Bericht von den enormen Entfernungen, die ich am Heiligen Abend zu durchfahren hatte, um all die Kostbarkeiten abzuliefern. Um $^1/_2$ 11 kam ich nach Haus uud kroch gleich ins Bett — das war mein Heiligabend!

Meinen Brief bekomme ich nun doch nicht mehr fertig heute; tagsüber kam ich nicht mehr dazu, weil ich immerfort fahren mußte, und jetzt ist es 12 Uhr und ich will zu Bett gehen, denn ich bin totmüde. Gute Nacht, Ihr Lieben! Wie mögt Ihr das Weihnachtsfest verlebt haben?

26. 12. Heute ist zweiter Weihnachtsfeiertag, d. h. bei uns hier ist's kein Feiertag mehr und alle Arbeit wieder in gewohntem Geleise. Gestern war es so furchtbar kalt, da hatte ich Angst, die Kinder würden frieren und ging schon um $^1/_2$ 5 ins Haus hinüber, um den großen Hauptofen zu heizen; die Kinder müssen sehr in acht genommen werden, da die Mutter an der Schwindsucht starb. Dann machte ich meine Arbeit im Stall und ging um $^1/_2$ 8 zum Kaffee hinüber, des Feiertags wegen etwas später als gewöhnlich. Die beiden Brüder waren noch nicht auf, sind überhaupt immer schwer aus dem Bett zu bringen. Als sie endlich kamen, wurde der Baum angesteckt, und die Kinder bekamen ihre Geschenke, Puppen, Spielsachen usw., — das war der

ganze Weihnachten.! Von gemütlichem Zusammensein der Familie keine Spur!

Ich bekam von der Mutter Meier ein Paar schöne Pelzhandschuhe und von jedem der Brüder eine Kiste Zigarren, worüber ich mich ganz besonders freute, da ich mir, des für mich jetzt unerschwinglichen Preises wegen, schon schweren Herzens das Rauchen abgewöhnt hatte. Ich hatte gern in eine englische Kirche gehen wollen, aber ich mußte Meier ins Geschäft fahren und nachmittags um 4 die ganze Familie zur Großmutter, wo Bescherung war. Ich fuhr zurück, spannte aus und ging dann zu dem guten B., der sich von Anfang an so freundlich meiner angenommen und mich gestern zu einem Glase Wein eingeladen hatte, den wir dann in einem deutschen Restaurant tranken.

Eine Einrichtung ist hier in allen Lokalen, von der ich nie gehört und die ich gar nicht für möglich halten würde, hätte ich's nicht selbst gesehen. Es ist ein Buffet aufgeschlagen mit Butterbroten, Schinken, Wurst, Eiern, Braten usw.; davon kann jeder Gast, der dort ein Glas Bier trinkt, unentgeltlich soviel essen, wie er nur mag. Und trotz dieser anscheinend großartigen Freigebigkeit werden all die Wirte reich. Ich selbst habe von dieser Einrichtung noch nie Gebrauch gemacht, da ich hier manchmal mehr essen muß, wie ich will, sonst denkt die gute alte Mutter Meier, es schmeckt mir nicht.

Sie ist überhaupt eine herzengute, vortreffliche alte Frau, kann aber manchmal auch wieder so wütend werden, wenn ihr etwas nicht recht ist, daß man denkt, der leibhaftige Satan steckt in ihr! — Dann schmeißt sie mit den Türen, mit Kesseln und Holz, kurz allem was sich findet, herum, schimpft dazu

und fuchtelt mit den Armen in der Luft; in solchen Stunden — manchmal einen ganzen Tag lang — bleib ich immer weit vom Schuß und laß mich nur so oft im Haus drüben sehen, als es dringend notwendig ist, die arme Hanne muß dann das Unwetter über sich ergehen lassen! Gerät der Wutparoxismus in ein gelinderes Stadium, dann geht sie Holzhacken, daß die Splitter nur so fliegen, dabei beruhigt sie sich gewöhnlich wieder!

Als ich sie das erstemal so sah, dachte ich, sie hat eine momentane Geistesstörung; da schmiß sie gerade mit Gekrach ein großes Kartoffelfaß die Kellertreppe hinunter, so daß das ganze Haus dröhnte — dann ging sie Holzhacken. Da ich diesen Wutableiter noch nicht kannte, ging ich ihr nach in den Holzstall und fragte, ob sie denn nicht Holz genug hätten in der Küche, dann wollte ich noch etwas hacken, da kam ich aber gut an! Beinahe hätte sie mir die Augen ausgekratzt!

„Ach gehe's raus! Lasse's mich in Ruh'!" schrie sie mich an, und ich ging hinaus.

Als ich zum Frühstück hinüberkam, glänzte ihr Gesicht wie lauter Sonnenschein; sie lachte, erzählte Schnurren und Witze, und erklärte mir dann folgendes:

„Wisse's, wenn mir was net recht is, dann muß ich schaffe, daß alles so fliegt, das ist das beste, wie man wieder ruhig Blut kriegt, das Kartoffelfaß mußt' doch in den Keller, von allein ging es nicht — da flog es!"

Die Hanne und ich lachten, daß uns die Tränen die Backen herunterkullerten, als wir allein waren.

Manchmal dauern die Wutanfälle aber auch länger, dann kann man ihr nichts recht machen, und es ist rein zum Ver-

zweifeln; dann kommt sie auch in den Stall herumspionieren, sagt, das Pferd sähe elend aus, ich gäbe ihm wohl nichts zu fressen, schnüffelt in den Pferdemedizinflaschen herum, und kann mich zur Verzweiflung bringen durch ihre törichten Fragen und Ermahnungen, z. B. doch auch ja nicht dem Pferd von der Einreibung zu trinken zu geben und dgl. mehr. Auf der andern Seite ist sie aber die Herzensgüte selbst, weiß gar nicht, was sie einem alles zuliebe tun soll, steckt mir die Taschen voll Kuchen, gibt mir mehr als genug zu essen, so daß ich, wie gesagt, oft mehr esse, als mir gut ist. Wenn ich sie ausfahren muß, entschuldigt sie sich gewissermaßen bei mir usw.

Neulich hatte sie mir mal schon um 6 Uhr Abendbrot gegeben, weil sie noch abends zu den Söhnen ins Geschäft gehen wollte. Da klingelt es um 1/2 9 bei mir (es geht eine elektrische Klingel vom Haus in den Stall) — ich lag schon im Bett und war ziemlich wütend, denn ich hatte ja alles besorgt und dachte, sie hat nur wieder ihren Raptus, stand auf und ging ins Haus hinüber. Was sehe ich, wie ich in die Küche komme? — Da steht sie, in jeder Hand eine lange Wurst, unter jedem Arm eine Flasche Wein, dazu steht Brot, Butter, Schmalz auf dem Tisch. Wie sie nach Haus kam, hat sie bei mir noch Licht gesehen und dies alles herbeigeholt und mir geklingelt, und wie ich nun komme, sagt sie: „Sie habe so früh Ihr Supper 'kriegt, ich dacht, Sie werde noch was esse wolle, komme's!" und so setzten wir drei, Hanne, deren Geburtstag war, wurde auch dazu aufgefordert, uns um den Tisch, futterten und tranken Wein dazu, so ist sie! Am andern Morgen aber um sechs war schon wieder

großer Skandal! Da hatte ich nämlich die Zeit verschlafen und wachte davon auf, daß sie unten mit dem Besenstiel immer an die Stalltür bullerte, und in den höchsten Tönen schrie und räsonierte: „stehe's auf, Dietrich! stehe's auf! das kommt davon, wenn man sich so 'ne deutsche Baron als Kutscher engagiert!"

Doch ich war beim ersten Feiertag stehen geblieben. Abends um 7 mußte ich aus dem Restaurant, wo ich mit Herrn B. gemütlich beim Glase Wein geplaudert hatte, wieder nach Hause, anspannen und die ganze Gesellschaft von der Großmama abholen, dann ging ich bald zu Bett nachdem ich mein Pferd versorgt, die Geschirre geputzt und noch eine von den guten Weihnachtszigarren geraucht hatte. Am zweiten Feiertag um $^1/_2$9 fuhr ich den Chef zum Geschäft und zu meiner Freude sagte er: „Sie brauchen mich mittags nicht abzuholen, ich werde nach Hause gehen."

Das tat er natürlich aus Rücksicht für mich, weil ich am Heiligabend und ersten Feiertag soviel zu tun gehabt hatte.

Ich fuhr vergnügt nach Haus und spannte aus, doch die Freude dauerte nicht lange! Hanne kam in den Stall und sagte, ich solle nicht erst ausspannen, Fräulein Marta wolle zur Kirche fahren — man geht ungefähr 10 Minuten bis dahin! Nun mußte ich also den Schlitten anspannen — es war herrliche Schlittenbahn — sie hinfahren und um 12 wieder abholen.

Wie sich doch die Verhältnisse und mit ihnen die ganzen Interessen des Menschen ändern können! Was wäre mir das früher für ein köstliches Vergnügen gewesen, dicht neben

einem hübschen jungen Mädchen, im kleinen hübschen Einspännerschlitten unter warmer Pelzdecke spazieren zu fahren; jetzt ließ es mich vollständig kalt, so kalt wie das Wetter war! Ich hätte lieber für mich und mein Pferd Ruhe gehabt.

Ich glaube, der guten Marta lag mehr am Schlittenfahren und sich auf der grand avenue dahinjagen zu lassen, als an der Kirche. Sie sagte nämlich „es ist noch so früh, wir wollen noch ein bißchen fahren!“

So gelangten wir denn auf großen Umwegen zur Kirche, und auf Umwegen auch wieder nach Hause.

Nachmittags hatte ich frei und ging zu den netten, liebenswürdigen Holtz's, denen ich am vorigen Sonntag den Empfehlungsbrief von Schwager Wilhelm überbracht, und die mich dann zum zweiten Feiertag zum Kaffee eingeladen hatten. Sie freuten sich mit mir, daß ich diese gute Kutscherstelle hatte, und namentlich die allerliebste junge Schwester von Frau Holtz, die vor sechs Wochen aus Berlin zum Besuch gekommen ist, war außer sich vor Vergnügen, als ich erzählte, was alles zu meinen Arbeiten gehörte, daß ich mit der Hanne in der Küche äße usw.

Ja, es kam mir selbst komisch vor, als ich mich mal wieder gebildet mit gebildeten Menschen unterhielt, „gnädiges Fräulein“ sagte, „Herr v. W.“ angeredet wurde, Klavier spielte, was ich solange schon entbehrte, — und abends trug ich den Mist aus dem Stall und die Asche aus den Öfen. Sie forderten mich sehr freundlich auf, wiederzukommen, so oft ich nur Zeit und Lust hätte.

27. 12. Eben habe ich Marta zu ihrer verheirateten Schwester gefahren im kleinen Schlitten; natürlich mußte ich

sie die grand avenue noch einmal auf- und abkutschieren, und um 6 soll ich sie wieder abholen.

Liebstes Muttchen, Du fragst nach meiner Livree und ob ich auf dem Bock sitze; — Livreen für die Kutscher und Wagen mit Kutschböcken haben nur die Millionäre, — ich trage für gewöhnlich meine schlechtesten Sachen und sitze mit der Herrschaft auf demselben Sitz.

Wißt Ihr übrigens noch, wie wir damals mit Interesse von dem großen Feuer in Milwaukee in der Zeitung lasen? Seitdem hat es hier fast jeden Tag oder jede Nacht gebrannt, immer große Fabriken oder öffentliche Gebäude. Gestern nacht z. B. eine riesige Gerberei, heut nacht ein Schuppen mit elektrischen Wagen, über dreihundert sind verbrannt! Man nimmt bestimmt an, daß es eine Brandstiftergesellschaft ist, und die Stadtväter haben auf Entdeckung derselben 1000 Dollars Belohnung ausgesetzt.

Nun aber endlich Schluß der langen Epistel.

Viele Grüße an Euch Lieben alle zu Hause.

Auf baldige Antwort hofft

Euer treuer Sohn und Bruder.

Milwaukee, 3. Januar 1893.

Geliebte Eltern!

Heute nur ein kurzes Briefchen, um Euch allen tausendmal für die reizenden Weihnachtsgeschenke zu danken! Die schönen warmen Handschuhe, der warme Schal, kommen mir ja so gut zustatten, und ich werde sie jeden Tag zum Fahren tragen. Und das Bild, das liebe teure Elternhaus! Das lege ich in meine Komode und werde es nur manchmal herausnehmen und anschauen und dabei an Euch alle denken!

Meine beiden langen Briefe werdet ihr ungefähr am 12. oder 16. bekommen und ich werde nun mit einem längeren Briefe warten, bis ich von Euch Antwort habe. Es ist auch nichts Neues zu erzählen. Die Arbeit geht ihren regelmäßigen Gang weiter, ich bin gesund und zufrieden.

Du fragst, mein liebes Muttchen, ob ich warme Sachen gebrauche; ich wäre sehr dankbar, wenn Du mir ein warmes wollenes Unterwestchen, dicke warme Strümpfe und eine Mütze, über die Ohren zu ziehen, schicken könntest, ich friere so sehr auf dem Wagen. Ich habe noch nichts von meinem Lohn ausgegeben, schwanke noch immer, ob ich Mutter Meiers Rat befolgen und mir solche hohen Gummistiefel kaufen soll oder nicht. Ich könnte sie ja sehr gut auf dem Wagen und zum Wagenwaschen gebrauchen, aber dann gibt's

gleich ein großes Loch in meinen Ersparnissen, und ich möchte mir doch soviel wie möglich sparen, denn etwas zurücklegen, das ist jetzt für mich die Hauptsache, wenn ich hier vorwärts kommen und einmal selbständig werden will.

Für heute schließe ich mit tausend Grüßen an Euch alle

Euer treuer Sohn.

Milwaukee, 1. März 1893.

Liebstes Muttchen!

Heut nur diese Karte, um Euch zu sagen, daß es mir gut geht; seit dem ersten Februar bin ich von Meiers fort und es ist mir sehr schlecht gegangen. Zwei liebe Briefe habe ich bekommen, auch die Mütze und die Strümpfe, tausend Dank. Ich bin jetzt Agent bei einer Lebensversicherung. Sowie ich mal einen Abend Zeit und Muße habe, werde ich über die Ereignisse der letzten Zeit berichten.

Viele Grüße an alle.

Euer treuer Sohn.

Milwaukee, 12. März 93.

Mein geliebtes Muttchen!

Gewiß habt Ihr schon lange auf Nachricht von mir gewartet, und ich will heut endlich den freien Sonntag benutzen, um Euch meine Erlebnisse zu berichten. Zunächst aber noch vielen Dank für die beiden letzten Briefe. Den ersten Brief aber, den Du erwähnst, — vermutlich die Antwort auf meinen Weihnachtsbrief — habe ich nicht bekommen, und bin sehr traurig darüber, denn Du hast mir in dem verloren gegangenen gewiß manch liebes Wort des Trostes gesagt, das ich in jenen Tagen gerade recht gut hätte gebrauchen können!

Auch auf die beiden letzten konnte ich nicht gleich antworten, da es mir recht schlecht gegangen ist, und auch jetzt noch liegt die Zukunft trübe vor mir, obgleich es dem Frühling zugeht.

Daß ich von Meier seit dem 1. Februar fort bin, schrieb ich auf der Karte, auf der ich auch meine neue Adresse: 143, 12$^{th}$ Str. angab. Wie lange sie das sein wird, wer kann's wissen?

Der Abschied war ja zwar von beiden Seiten ein friedlicher, und er hat mir auch ein gutes Zeugnis geschrieben, aber was nützt das alles, er hat mich doch, was die Hauptsache war, nicht behalten wollen; er wollte einen „kompe-

tenten" Kutscher haben, wie er sagte. Und zwar geschah die Kündigung auf Veranlassung des Bruders Karl, der einmal im Stall beim Ausspannen zugegen war, wobei der Gaul beim Herausführen aus der Schere auf dieselbe trat und sie zerbrach. Hierauf machte er denn drüben im Hause einen furchtbaren Skandal; wenn mir so etwas passierte, verstünde ich überhaupt nicht, mit Pferden umzugehen, und wenn nun das zweite Pferd angeschafft würde, müßten sie einen anderen Kutscher haben. Marta erzählte mir dies alles, wenn ich sie ausfuhr; sie hat die Brüder auch oft gebeten, mich doch zu behalten, denn sie wolle auch nicht mit jedem beliebigen Kutscher ausfahren, aber sie hörten nicht darauf. Das schönste ist, daß eine Woche darauf Herr Meier selbst den Schlitten fuhr, und wie verrückt über die Straßenbahnschienen jagte, wobei der Schlitten einen enormen Satz machte und zerbrach. Er borgte sich nun von seinem Schwager, einem Wagenfabrikanten, einen anderen, mit welchem einige Tage darauf dasselbe passierte. Aber bei dieser Gelegenheit flog der Schlitten noch toller in die Luft, so daß es mir noch heut unbegreiflich ist, daß wir nicht beide aufs Pflaster geflogen sind und uns alle Glieder zerschlagen haben.

Nach dieser Affäre hat er doch wohl eingesehen, daß „etwas Derartiges" jedem passieren könnte, wie ich damals Karl gesagt hatte, aber er war zu dickköpfig, um ein Wort von Bleiben zu sagen.

Nun bekam ich von Brunders Buchhandlung, in der B. angestellt ist, Bilder in Kommission — meist religiösen Genres — mit denen ich aufs Land gehen und sie dort verkaufen sollte, und zwar nahm ich mir vor, in Watertown

damit anzufangen und dann von dort durchs Land wieder bis Milwaukee zurückzuwandern. Ich schaffte mir also hohe Gummistiefel an, Ohrenklappen, dicke Fausthandschuhe und eine Unterjacke, und begab mich aufs Hausieren!

In Watertown gab ich meine Empfehlung von M. bei dem Professor Born ab und wurde auch von ihm sehr freundlich aufgenommen, ja sogar aufgefordert, während meiner Geschäftsreise in der Stadt selbst bei ihnen zu wohnen. Vierzehn Tage blieb ich in Watertown und verkaufte dort meine Bilder mit sehr mäßigem Erfolg. Dazwischen versuchte ich einmal aufs Land zu gehen, aber es war ganz unmöglich, in den schneebedeckten Wegen vorwärts zu kommen; die Farmer konnten schon seit Wochen nicht mehr zur Stadt.

Trotz des vielen Umherlaufens in der Stadt, — ich ging ja wirklich mit meinen Bildern hausieren von Haus zu Haus, — waren diese 14 Tage in der liebenswürdigen Familie doch eine rechte Erholung für mich. Während meiner Wanderungen durch die Stadt kehrte ich öfter zum Lunch in einem kleinen aber gemütlichen Lokal ein, das ein ehemaliger Artilleriehauptmann betreibt, der früher Lehrer an der Artillerieschule in Berlin war.

Als ich wieder nach Milwaukee zurückkehrte, begann eine recht schwere Zeit für mich; ich verkaufte nichts, bekam infolge dessen auch nichts mehr von der Buchhandlung, denn sie bezahlen nur Provision, so mußte ich schweren Herzens einen Dollar nach dem anderen von der Bank holen, und es war nur ein Glück, daß ich mir bei Meier etwas gespart hatte, sonst wäre ich übel dran gewesen!

Ihr habt aus meiner letzten Karte gesehen, daß ich Agent einer Lebensversicherungsgesellschaft bin, der hiesigen Filiale einer großen Gesellschaft in Newyork.

Diese Stelle hat mir ein Bekannter verschafft, ein Herr Sturz, früherer Rittmeister, der mich dem Direktor der hiesigen Gesellschaft empfahl, worauf dieser mich zwei Tage lang bearbeitete, examinierte und mich dann vorläufig auf 6 Wochen mit 8 Dollar Garantie die Woche engagierte; d. h. mache ich im Lauf der Zeit Geschäfte für ihn, dann bekomme ich Provision, ungefähr 10 pro Mille, und das bis dahin gezahlte Gehalt wird davon abgezogen. Kann ich aber keinen Menschen versichern, keine Polizen schreiben, dann hat er allerdings das Gehalt umsonst gezahlt und schickt mich wieder fort.

Die Zeit wird es ja lehren, ob ich mich dazu eigne oder nicht. Jedenfalls habe ich wieder für einige Wochen zu leben! Gehts nicht, dann wird sich ja auch wieder was anderes finden! Gott sei Dank, kommt ja nun auch der Frühling immer näher heran. 18. März. Heut bekam ich die Strümpfe, geliebtes Muttchen, tausend Dank. Gestern habe ich die erste Polize geschrieben, über 1000 Dollars, und hoffe heut oder morgen noch zwei zu schreiben, — es ist doch immer ein Anfang.

Mein Brief ist nun aber altbacken geworden, da ich durch das viele Umherlaufen immer todmüde und unfähig war, zu schreiben. Nächstens mehr, auch von dem guten neuen Bekannten Sturz muß ich Euch näher erzählen, — dies ist nur eine Abkürzung seines sehr vornehmen gräflichen Namens. Für heute ade und viele Grüße an Euch alle von

Eurem treuen Sohn.

Milwaukee, 25. März 93.

Geliebtes Muttchen!

Deinen letzten lieben Brief, in dem Du schriebst, daß Ihr in Sorge wäret, weil Ihr solange keine Nachricht von mir hättet, bekam ich vor acht Tagen. Bis dieser Brief bei Euch ankommt, werden meine beiden Briefe — einer an Dich und einer an Gretchen zum Geburtstage — eingetroffen sein, und Ihr werdet daraus gesehen haben, wie es mir geht. Sehr schlecht ist es mir in der Zwischenzeit ergangen, bis ich diese Stellung als Agent bekam und ich habe nun einige Tage, als ich kein Geld mehr hatte, von der Einrichtung des Freilunch Gebrauch gemacht, von der ich Euch schon früher erzählte. Da habe ich denn den Tag über gehungert, die Miete hatte ich noch für 14 Tage bezahlt, und mich abends ordentlich satt gefuttert an dem üppigen Freibuffet in Schlitz's Hotel. Jetzt bin ich ja schon 5 Wochen in dieser Stellung, und sehr glücklich, daß ich sie bekam. Ehe ich hier übrigens angestellt wurde, hatte ich mich auf dem Werbebureau anwerben lassen wollen für die Vereinigte Staaten-Kavallerie. Der Rekrutierungs-Offizier, ein älterer Kapitän, war sehr erfreut darüber; ich sagte ihm gleich, daß ich preußischer Soldat gewesen sei und er merkte ja während der Unterhaltung, daß ich Lust zur Sache hätte. Bei der Untersuchung wurde aber leider festgestellt, daß ich kurzsichtig bin, und daß

sie mich deshalb nicht nehmen könnten, weil ganz genaue Bedingungen bestehen, unter welchen die Leute genommen werden dürfen. Auch nur in geringem Grade Kurzsichtige dürfen sie nicht anwerben, weil kein amerikanischer Soldat eine Brille tragen darf. Aber es wird auch z. B. jeder als untauglich zurückgewiesen, der nicht tadellose Zähne hat.

Nun teilte ich dem Kapitän mit, daß ich preußischer Offizier war — zeigte ihm mein Patent, das ich ihm übersetzen mußte — und fragte, ob ich denn nicht als Gemeiner, denn als Offizier ist es absolut unmöglich, bei der Kavallerie auf ein Jahr eintreten könnte, um den Dienst kennen zu lernen. Er konnte hierüber nicht selbst entscheiden, schrieb aber an das Kriegsministerium nach Washington, und von dort kam nach einigen Tagen abschlägiger Bescheid.

Es soll also nicht sein! Nun, ich bin jetzt auch ganz zufrieden, daß es nicht so gekommen ist, wie ich damals wollte.

Ob es mir hier in meiner jetzigen Stellung glücken wird, muß ich abwarten; daß ich Englisch kann, ist natürlich ein großer Vorteil, ich muß täglich viel Englisch sprechen und schreiben, aber das ist schließlich nicht alles, denn wenn ich sonst kein Geschick zum Lebensversicherungs-Agenten habe, wird G. mich nicht behalten und das Gehalt umsonst zahlen, so liebenswürdig er ja auch zu mir ist. Doch ich bin vorläufig geborgen und der Sommer kommt heran!

Alles was Du mir von den lieben Geschwistern schreibst, interessiert mich ja auch so sehr, liebes Muttchen; Fritz und Hansel hatten mir auch schon hierher geschrieben, aber ich habe ihnen noch nicht antworten können. Ich bin jetzt den

ganzen Tag unterwegs, sowohl in der Stadt, wie in den umliegenden Ortschaften, nur mittags von 12 bis 2 habe ich Zeit für meine Privatschreibereien. Während dieser Zeit muß ich G. im Bureau vertreten, Leute empfangen, die Geschäfte besorgen, Auskunft erteilen und die Kasse bewachen.

G. ist übrigens auch nebenbei Theaterrezensent am Deutschen Theater, hat infolgedessen immer freien Eintritt, und ich auch, wenn ich mit ihm gehe, was ich ein paarmal getan habe, sonst würde ich auch auf jeden Theaterbesuch verzichten müssen, da das Billet doch immer 1 Dollar (4 Mark) kostet.

Hier ist jetzt nach vierwöchentlicher Ruhepause wieder einmal der Feuerdämon ausgebrochen; im letzten Monat sind 6 große Geschäftshäuser abgebrannt, resp. schwer geschädigt, und man ist fest davon überzeugt, daß Brandstiftung zugrunde liegt. Daß aber überhaupt so häufige Brände vorkommen, liegt wohl auch großenteils daran, daß so unsolides Material bei den Bauten verwendet wird. Es gibt eben keine solchen vernünftigen baupolizeilichen Vorschriften wie bei uns in Deutschland. Dafür ist aber auch die Feuerwehr hier in einer Weise organisiert, an die bei uns nicht zu denken ist.

Wenn die großen Dampfspritzen vierspännig durch die Straßen jagen, fortwährend Sturm läutend — das Fahren der Feuerwehr in Berlin ist dagegen Schneckengang, das Läuten wie von einer Tischglocke, — dann hört überhaupt jeglicher Verkehr auf der Straße auf, und es heißt: Sauve qui peut! Es ist wirklich ein großartiger, aufregender Anblick, diese dahinjagenden Gespanne zu sehen, der Führer

mit weit vorgestreckten Armen die Leinen haltend, dabei die Augen scharf vorwärts gerichtet, um bei dem rasenden Tempo keinen Unfall herbeizuführen. •

Nun muß der Brief aber fort. Lebt alle wohl und seid gegrüßt von

Eurem treuen Sohn.

Milwaukee, 25. April 93.

Geliebte Eltern!

Vor ein paar Tagen habe ich an Dich, mein liebes Muttchen, einen so sehr trübseligen Brief geschrieben, dem ich heut gleich diesen nachsenden will.

Endlich bin ich wieder zur Ruhe gekommen, d. h. zu guten Menschen, zu einem warmen Zimmer und gutem Essen, so daß ich jetzt ohne Übereilung die weiteren Schritte zur Erlangung einer neuen Stellung tun kann.

Meine Krankheit, das entsetzliche Essen im Boardinghouse, von dem ich nichts genießen konnte, der Verlust meiner Sachen, immer ein eiskaltes Zimmer, dazu kein Erfolg im Geschäft und die Aussicht, deshalb von G. wieder fortgehen zu müssen (letzteres aber in letzter Linie, denn ich will lieber mit meiner Hände Arbeit mein Brot verdienen, als Versicherungsagent sein!), alles dies hatte mich seit einiger Zeit physisch und moralisch derartig niedergedrückt, daß ich mich recht unglücklich fühlte. Unter diesem Eindruck war jener Brief geschrieben, und jetzt, wo es mir besser geht und ich mit mehr Hoffnung in die Zukunft sehe, bedaure ich das sehr, denn ich habe Euch doch dadurch vielleicht etwas Sorge gemacht.

Vor allen Dingen wurde mir die Kälte so unerträglich, und entmutigte mich bei allem anderen Traurigen so sehr.

Im warmen Zimmer läßt sich leichter über die Schritte nachdenken, die zum neuen Lebenskampf nötig sind. Da ich mir nun natürlich nicht teures Heizmaterial kaufen konnte, um den kleinen kalten Freund zur Glut zu entfachen, so ging ich oft auf den Bauplätzen herum und sammelte mir das abgefallene Holz. Mit meiner Beute gelang es mir dann, wenigstens für kurze Zeit, eine einigermaßen erträgliche Temperatur im Zimmer zu schaffen. Die zweite Hälfte des März war nämlich in diesem Jahre ganz besonders kalt; hoffentlich wird's nun bald Frühling, draußen und drinnen.

Von G. bin ich also seit 8 Tagen fort. Er machte mir gar keine Vorwürfe weiter, sagte, er wüßte, daß ich gearbeitet und mir Mühe gegeben hätte, es sei eben nicht jedermanns Sache, Agent zu sein! Es täte ihm leid, aber da ich gar keinen Erfolg hätte, so könnte er mir auch die Garantie nicht weiter zahlen. Er hat ungefähr 50 D an mir verloren, aber das schadet ihm nichts, das holt er doppelt und dreifach wieder ein!

Als meine unrühmliche Agentenlaufbahn geendet war, ging ich zu einem sehr netten alten Roßarzt Bach, den ich während meiner Stellung bei Meier kennen gelernt hatte, und von dem ich wußte, daß er einen „boy“ suchte für seine Pferde. Ich sagte ihm, so und so geht es mir, nehmen Sie mich solange als boy, bis ich eine andere Stelle gefunden habe. Er wollte erst nicht recht heran, weil er meinte, es sei keine Stellung für mich, denn er hielte sich ja keinen Kutscher, es sei eigentlich nur ein Pferdejunge, den er brauchte, und er könnte mir auch nur ein ganz geringes Gehalt geben. Das war mir vorläufig ganz gleichgültig, wenn ich nur ein Unter-

kommen hatte. Nun brauchte ich doch nicht mehr im Boarding-house das schlechte Essen unnütz bezahlen oder womöglich am Ende der Woche gar nicht bezahlen können, weil ich nichts verdiente, sondern kann mich nun von hier aus im Verein mit dem guten alten Bach nach einer anderen Stelle umsehen.

Finde ich bald eine bessere, d. h. einträglichere Stellung, dann ist es das erste, daß ich mir meine Sachen wieder hole! Liebes Muttchen, das wurde mir ja so furchtbar schwer, meine Sachen zu versetzen, — aber was half's, ich mußte meine Miete und das Essen und den Doktor bezahlen.

26. April. Heut bekam ich endlich den verloren geglaubten langen Brief, die Antwort auf meinen Weihnachtsbrief, und ich freute mich ja sehr darüber, — aber wenn ich ihn damals bekommen hätte, als ich so unglücklich und elend war und ihn so sehnsüchtig erwartete, hätte ich mich noch mehr gefreut.

Eben telephoniert mir der Doktor herüber, daß ich den Halbwagen anspannen sollte, weil er aufs Land gerufen wäre zu einem schwer erkrankten Pferde. Ich wollte ihn natürlich fahren, aber es gießt in Strömen, und ich habe ja keinen Paletot; da hatte er Angst, daß ich mich erkältete, und nahm mich nicht mit.

Es sind prächtige Menschen, dies Ehepaar Bach. Er ist der Sohn eines ehemals bekannten, ja berühmten Arztes in Berlin, hat den Feldzug als Vizewachmeister bei einem Ulanenregiment mitgemacht, sich dann in Schlesien angekauft — wo er aber bankerott machte — und ist dann mit dem Rest seines Vermögens nach Amerika gegangen und

Roßarzt geworden. Seine Frau ist auch aus einer schlesischen Gutsbesitzersfamilie; beide sind sehr gebildete Menschen, sprechen auch fertig französisch, englisch ja selbstverständlich.

Ihr war es anfangs peinlich, daß ich als boy, als Pferdejunge für sie arbeiten sollte, — „als Gast werde ich Sie immer sehr gern bei mir sehen," sagte sie. Jetzt hat sie sich aber schon daran gewöhnt, und ich bin zufrieden, hier zu sein. Ich habe ein Bretterbudchen mit Bett und Tisch neben dem Stall — warm!, ich esse mit der Familie zusammen — sehr gut!, und nach der Arbeit verkehren wir sehr nett und gemütlich mit einander. Nach dem Abendbrot bleiben der alte Bach und ich immer noch zwei Stunden bei einer Tasse Tee und einer Pfeife sitzen und er erzählt mir viel von seiner Praxis und auch sonst interessante Episoden aus dem Kriege und seinem Soldatenleben. Alles, was er mir aus seiner Praxis erzählt, ist sehr lehrreich für mich, und kann ich hier überhaupt sehr viel lernen, denn Bach hat immer mehrere kranke Pferde in Behandlung, die ich auch zu besorgen habe, dazu die zwei eigenen, so daß ich ja viel, viel mehr zu tun habe, als bei Meier, aber das schadet nichts. Am interessantesten ist es mir, wenn ich ihn auf die Kundschaft fahre, aufs Land hinaus und bei schwierigen Operationen oder sonstiger Behandlung schwerer Fälle assistieren kann.

Bach hat übrigens die sämtlichen Orden seines Vaters, d. h. natürlich die kleinen „Gesellschaftsorden", ungefähr 35, darunter den pour le mérite für Künste und Wissenschaften. Ebenso hat er eine ganz entzückende, altertümliche kleine goldne Taschenuhr, die der Vater vom Kaiser Alexander II.

von Rußland zum Andenken für eine Operation bekommen hat. Jetzt trägt sie seine Frau. Der 14jährige Junge, ihr einziges Kind, hat auch großes Interesse an all diesen Erinnerungen, — er ist noch nicht so ganz „young America“. Aber eine Generation weiter — seine Jungens — werden verständnislos dem allen gegenüberstehen, höchstens lachen, daß das Herz des Urahnen an solchen Dingen gehangen hat, und vielleicht die Uhr von der Kaiserin von Rußland für schweres Geld verkaufen.

27. April. Heut will ich nun endlich meinen Brief beenden und abschicken. Die lieben Schwestern sollen mir doch auch mal schreiben, besonders das kleine Annichen, das so schön Körbe auszuteilen versteht! Sei nicht böse, mein Schwesterchen, es ist ja bloß Spaß, der rechte kommt schon noch! Nun lebt wohl, all Ihr Lieben! Dir geliebter Vater, wünsche ich nun auch noch eine prachtvolle Ernte. Was macht denn übrigens das kleine Elfritzchen?, wenn ich nächstes Jahr wieder komme, ist sie auch schon eine große Dame! Tausend Grüße Euch allen!

Immer

Euer treuer Sohn.

Milwaukee, 20. Mai 1893.
„Wiskonsin Vorwärts.“

Meine geliebte Schwester!

Auf Zeitungspapier, auf dem wir hier in der Redaktion unsere Artikel schreiben, schicke ich Dir zu deinem Geburtstage meine treuesten Wünsche. Sie kommen zu spät, wahrscheinlich 14 Tage zu spät, aber sei mir deshalb nicht böse, meine liebste Lene. Du und Ihr alle zu Haus wißt, daß ich immer an Euch alle denke, wie ich auch weiß, daß ich immer Eure Liebe behalten werde. Also, wenn auch verspätet, so wünsche ich Dir doch von Herzen viel Glück für Dich und Deinen Mann und Eure Kinder! Und Du wirst auch ganz bestimmt eine glückliche Zukunft mit all Deinen Lieben haben, das glaube ich ganz fest; ich dagegen habe es aufgegeben, im Leben noch einmal wieder glücklich zu werden. Es wird ja vielleicht noch mal für mich eine Zeit kommen, wo ich der Sorge ums tägliche Brot enthoben bin, wo ich mir hier in Amerika eine Stellung errungen habe, vielleicht werde ich mich auch mit den Jahren immer mehr in die hiesigen Verhältnisse einleben, so daß ich nicht mehr täglich und stündlich an das zu denken brauche, was ich verloren habe, — aber auf vollkommenes Glück habe ich verzichtet, das ist in der alten Heimat begraben und folgt mir nicht hierher. Ein „Glück“ ist es ja schon zu nennen,

daß ich diese Stellung als Hilfsredakteur an einer sozialdemokratischen Zeitung gefunden habe. Ja es ist weit mit mir gekommen!, wenn auch die Gesinnungen dieselben sind und immer bleiben werden, so ist das Gefühl der Erbärmlichkeit, das mich oft überkommt, geradezu entsetzlich, wenn ich bedenke, daß ich im Dienst eines Blattes stehe, das auf Obrigkeit und Gesetz, auf den deutschen Kaiser und alles, was mir heilig ist, in der gemeinsten Weise schimpft, — dann komme ich mir wie ausgestoßen, verlassen von allen Menschen, die ich achten kann, vor, und das Leben ist mir zum Ekel.

Wie Hohn kommt mir dann mein ganzes Leben vor, wenn ich bedenke, daß meine ganze Familie treu zu Kaiser und Reich steht, und ich — ich schreibe in Amerika für eine sozialistische Zeitung! Am 8. Mai war der erste schöne Tag hier; ich sollte einen Frühlingsartikel mit sozialistischen Gedanken bringen, — da ist er, ich schicke ihn mit. Ist das nicht wundervoll für einen preußischen Offizier?

Wie ich hierher kam?, ein Herr L., den ich während meiner Agentenlaufbahn kennen lernte, schlug mich dem Redakteur vor, dieser schrieb mir und ich nahm die Stelle an. Ich bekomme 7 Dollars die Woche, gerade genug, um vorm Verhungern geschützt zu sein, später soll ich mehr bekommen. Meine Kleider kann ich mir aber noch nicht wiederholen, ich zerlumpe immer mehr; wenn ich zu abgerissen aussehe, kann ich auch in dieser Stelle nicht mehr bleiben, dann wird er mich fortschicken, und es heißt dann wieder: Such' Dir was anderes! Na, Geld zu einem blauen Arbeiteranzug werde ich wohl noch übrig haben, dann fange ich eben wieder irgendwo als Arbeiter an.

Wenn mir auch der Mut in letzter Zeit manchmal sinkt, seitdem ich so matt und elend nach der Influenza bin, und seitdem meine Sachen fort sind, ganz verlieren werde ich ihn schon nicht.

Verzeih', wenn ich nun schließe, meine goldene Lene, ich umarme Dich und alle Lieben daheim in Gedanken.

In alter Liebe

Dein treuer Bruder.

Milwaukee. 28. Juni 93.

Geliebte Eltern!

Wieder werdet Ihr schon sehr auf Nachricht warten, und ich hätte ja auch schon gern längst geschrieben, wenn ich Zeit gehabt hätte. Es ist dies keine leere Redensart, wie sonst wohl die Entschuldigungen mit Zeitmangel, denn ich bin von morgens $^1/_2$5 bis abends $^1/_2$12 auf den Beinen.

Vom „Vorwärts“ bin ich fort und bin augenblicklich Aufwärter in einem Restaurant und Boarding-house, muß, wie gesagt, morgens um $^1/_2$5 heraus und komme um $^1/_2$12 ins Bett. Mir fallen jetzt, wo ich mich heimlich für eine halbe Stunde auf meine Stube geschlichen habe, beinahe die Augen zu. Der Geschäftsführer beim Vorwärts, zugleich Partner des Redakteurs, hatte sich rüpelhaft gegen mich benommen. Er sagte, als ich ihm etwas auf die Zeitung Bezügliches mitteilte: „das ist gelogen!“ worauf ich ihm ein großes Lineal an den Kopf warf und dann ruhig hinausging. Die ganze Redaktion war voll von Menschen, sozialistischen Agitatoren, Arbeitern usw. Sie waren alle so baff, daß sie kein Wort sagten und keiner mich aufhielt, so daß ich ohne Belästigung hinauskam. Dann war ich wieder mehrere Tage ohne Beschäftigung, bis ich jetzt diese Stelle als Aufwärter angenommen habe. So geht es immer ohne Ruhe weiter, von einer Stelle zur anderen. Ich werde nicht

verzweifeln, liebste Eltern, und ruhig weiter arbeiten, — aber was in der Zukunft werden soll, das ist mir ein Rätsel! Wenn ich so über alles nachdenke, möchte mir manchmal der Verstand stillstehen, denn da liegt alles dunkel vor mir, und ich weiß keinen Ausweg.

Seit meinem Landen hier in Amerika habe ich mich jetzt von Stelle zu Stelle, von einer Arbeit zur anderen durchgeschunden, manchmal leichter, manchmal schwerer, oft, wie jetzt, in fast unerträglichen Verhälnissen; ich habe gehungert, bin krank gewesen, habe aus Not meine paar Sachen versetzen müssen, — wenn ich irgendeine Arbeit habe, weiß ich nicht, ob ich nach 8 Tagen noch etwas verdienen werde. Eine solche Stelle, wie ich sie bei Meiers hatte, wo ich im Hause schlief und meine Mahlzeiten bekam, so daß ich die paar Dollars zurücklegen konnte, habe ich trotz aller Bemühungen nicht wieder gefunden. Ich will gar nicht weiter klagen, ich sage mir nur, soll das nun immer so weiter gehen? soll ich mich mein ganzes Leben hier in Amerika in untergeordneten Stellungen durchschinden? Ich denke doch, es ist dann das beste, daß ich in irgend einem Geschäft von unten auf anfange zu lernen, z. B. Roßarzt, Zahnarzt oder Apotheker. Das sind drei Sachen, die später etwas einbringeu, wenn man sein Geschäft versteht.

Euch Lieben allen sage ich tausend Dank für das Geld, daß Ihr mir geschickt habt; ich habe mir nun meine Sachen wieder holen können, und bin seitdem auch wieder bei den mir befreundeten Familien gewesen. Vor allen Dingen gehe ich oft zu Bachs; Frau Bach betrachtet mich gewissermassen als Familienmitglied, und ich kann unangemeldet zu

ihnen mittags und abends kommen. Zu Pfingsten machten wir in zwei Wagen eine sehr hübsche Partie aufs Land. Dann gehe ich auch öfter zu Holtz's, wo es auch immer sehr gemütlich ist. Alle diese befreundeten Familien nehmen so herzlichen Anteil an meinem Schicksal und meiner Zukunft, daß ich ihnen allen ewig dankbar sein werde.

Meine Briefe adressiert nur ferner an Bachs, denn ich weiß ja nicht, wie lange ich hier auf meiner jetzigen Stelle bleiben werde; hoffentlich finde ich bald etwas anderes, denn hier ist es entsetzlich. Mein Bett ist voller Wanzen, die sich nicht vertreiben lassen, aber ich bin immer so todmüde, daß ich nur noch selten die Stiche merke. Sehr unangenehm ist es auch, die dreckigen Arbeiter bei Tisch zu bedienen. Der Redakteur von einer hiesigen Zeitung, dem „Milwaukee Herold", hat mir versprochen, sobald eine Vakanz auf seinem Bureau eintritt, mich anzustellen, hoffentlich wird es recht bald der Fall sein.

29. Juni. Heut soll der Brief nun endlich abgehen, liebste Eltern, da Ihr gewiß schon sehr auf Nachricht wartet. Ich will nur noch Vaters Frage wegen meines kirchlichen Anschlusses beantworten. Offiziell beigetreten bin ich gar keiner Gemeinde, weil man als Mitglied einer Gemeinde eine ganze Reihe von Kosten zu tragen hat, zu denen ich mich bei meinen ungewissen und spärlichen Einnahmen nicht verpflichten kann. Es treten nur verheiratete Leute den Gemeinden als Mitglieder bei, deren Kinder dann von selbst mit dazu gehören. Wenn alleinstehende, unverheiratete Leute das wollen, so müssen sie sich in einer gesicherten Stellung

befinden. Wenn ich nun also auch nicht zu einer besonderen Gemeinde gehöre, so gehe ich doch ab und zu in eine der hiesigen evangelischen Kirchen — Erbauung schöpfe ich aber, offen gestanden, nicht aus diesen Kirchenbesuchen.

Auf dem „Vorwärts“ arbeitete übrigens auch noch ein ehemaliger Leutnant, ein Herr von Schock. Er war in Afrika ein Jahr bei der Schutztruppe, konnte aber das Klima nicht vertragen und kann hierher. Er ist schon fast zwei Jahre im Land, und hat auch noch immer nichts Bleibendes finden können. Er steht ganz allein, seine Eltern sind tot, wir beide hatten uns sehr angefreundet. Er besorgte die Reportersachen, hatte also den unangenehmeren Dienst, und ich schrieb auf der Redaktion. Nachmittags um 3 waren wir fertig, und gingen dann gewöhnlich zusammen Mittag essen. Er hat hier auch für Geld Vorträge aus seiner Afrikazeit gehalten. Er möchte gern wieder dorthin zurück, aber in die Armee kam er nicht mehr, weil er schon zu alt ist, und er beneidet mich immer um meine 22 Jahre. Nun aber lebt wohl für heut, geliebte Eltern, Tausend Grüße an alle Lieben von

Eurem treuen Sohn.

Milwaukee, 29. Juli 93.

Geliebtes Muttchen!

Gestern Mittag bekam ich Deinen lieben Brief, für den ich Dir innig danke, und auf den ich auch gleich antworten will.

Zunächst also: Ich bin nicht mehr Aufwärter, Barkeeper, Kellner oder wie man's nennen will. Bei der Hausarbeit, die ich neben dem Bedienen der Gäste zu verrichten hatte, erhitzte ich mich immer so sehr, kam dann in den zugigen Saal zurück, wobei ich mich gehörig erkältete; dazu kam noch die ewige Schlaferei auf der Erde wegen der Wanzen in den Betten, so daß ich am 1. Juli fortgehen mußte, weil ich solch Reißen, solche Schmerzen in den Beinen hatte, daß ich die Arbeit nicht mehr leisten konnte. Ich ging zu dem Doktor, der mich schon einmal behandelt hatte, und der mir nun riet, vollkommen auszuruhen, am besten zu Bett zu gehen, auch Salbe zu Einreibungen gab er mir. Ich setzte ihm meine Lage auseinander und sagte ihm, daß ich ihn vorläufig nicht bezahlen könne. Er war aber trotzdem sehr freundlich und meinte, das hätte Zeit, bis ich wieder in besseren Verhältnissen wäre. Nun war aber die Frage, wo unterkommen, um seine Verordnung der völligen Ruhe und der Einreibungen befolgen zu können?, denn daß ich keine Wohnung hatte, sagte ich ihm nicht, und in dieser Beziehung hätte er

mir ja auch schwerlich geholfen. Von meiner Stelle war ich fort, die zwei Dollars, die ich für anderthalb Wochen bekommen hatte, waren für meine Wäsche draufgegangen; nun hatte ich kein Geld und keine Wohnung — und war krank!

Aber ängstigt Euch nur nicht um mich!. Jetzt wo ich schreibe, bin ich wieder ganz gesund.

Nun ging ich noch um 10 Uhr abends zu Sturtz. Ich hatte stundenlang nach einer Wohnung gesucht, aber niemand wollte mich ohne vorherige Bezahlung nehmen. Sturtz kam mit mir, und auf seine Fürsprache und Garantie hin kam ich denn endlich in einem Boarding-house unter, wo seine Frau mal gewohnt hatte, als er auf Reisen war. Es war ein gutes Haus, in dem ich auch gleich ein Zimmer mit Bett und auch Essen bekam. Hier lag ich 8 Tage zu Bett, der Doktor kam mehrere Male, und Sturtz besuchte mich jeden Tag.

Die Beine schwollen mir sehr an und ich konnte gar nicht gehen, die Einreibungen mußte ich mir selbst machen, was sehr schlecht ging. Nach einer Woche waren nun 8 Dollar zu bezahlen, die der gute Sturtz für mich auslegte. Da dachte ich aber, auf die Dauer geht das doch nicht, denn dabei mache ich immer mehr Schulden, ließ am Sonntag, den 9., meine Wirtin nach dem Armenkommissar telephonieren, und der ließ mich nach Wauwatosa bei Milwaukee ins Armenhospital bringen, wo es nichts kostet. Hier wurde ich jeden Tag vom Arzt ordentlich behandelt, eingerieben, auch elektrisiert, so daß ich nach 8 Tagen gesund entlassen werden konnte.

Und ich war recht froh, als sie mich wieder herausließen, denn ich lag mit vielen anderen Kranken auf einem Saal zusammen. Meist Krüppel, die bis an ihr Lebensende hier bleiben, weil sie arm sind und nicht arbeiten können. Auch zwei harmlose Irrsinnige waren da und ein Typhuskranker. Das Essen war miserabel! Aber man bezahlte ja allerdings auch nichts dafür und 'nem geschenkten Gaul sieht man ja nicht ins Maul. Ich habe die acht Tage eigentlich nur von Kaffee, Semmeln und Kartoffeln gelebt. Fleisch gab es selten, und wenn es der Fall war, dann war es hart wie Stein! Ein schreckliches Essen war auch Reis mit Syrup!

Beim Verlassen des Hospitales war ich so abgebrannt, daß ich eine der sehr freundlichen, netten Schwestern um 25 Cents zur Trolleyfahrt nach Milwaukee anpumpen mußte, — ich habe es ihr ehrlich zurückerstattet.

Seitdem ich nun aus dem Hospital zurück bin, habe ich wieder keine Stellung, und meine sowohl, wie die Bemühungen aller meiner Freunde sind bis jetzt vollkommen erfolglos gewesen.

Nach vielem Suchen, Reden und Bitten habe ich denn endlich ein Zimmer — ohne Essen — bekommen; ich habe der Frau gesagt, ich würde mich bemühen, irgendwelche Beschäftigung zu finden, und sie dann bezahlen, wenn ich Geld hätte. Dort habe ich nun auch schon 7 Dollars zu bezahlen, ohne Essen. Nach und nach habe ich auch schon wieder für 10 Dollars Sachen versetzt, um morgens und mittags etwas zu essen zu haben. Abends bin ich immer zu irgend einer meiner bekannten Familien gegangen.

Sturtz sowohl wie der gute Sprinkler und Freund Bach haben sich in jeder Weise für mich bemüht und verwendet, ich selbst laufe überall herum, aber es ist rein, als wenn keine Arbeit mehr gebraucht wird. Ihr könnt Euch überhaupt gar keine Vorstellung davon machen, was für Verhältnisse hier infolge der Silberkrisis, der furchtbaren Entwertung des Silbers, herrschen. Seit drei Monaten liegt der Handel danieder, nicht nur hier, sondern mehr oder minder in den ganzen Vereinigten Staaten. Hier sind in den letzten zwei Monaten sechs der Hauptbanken in Milwaukee verkracht, haben ihre Zahlungen eingestellt. Die Geschäftsleute haben weder Kredit, noch wird ihnen ihr eigenes in den Banken deponiertes Geld ausgezahlt, nicht einmal von den beiden augenblicklich noch solventen Banken, denn diese fürchten einen Ansturm, und halten alles zusammen, um nicht auch schließen zu müssen.

Infolge dieser Lage haben viele Geschäftshäuser ihre Zahlungen einstellen müssen, und diejenigen, die nicht bankerott gemacht haben, entlassen zum mindesten die Hälfte ihrer Arbeiter, weil sie sie nicht mehr bezahlen können. Sogar die Stadt und das county haben die Arbeiten zum größten Teil eingestellt, weil das Geld für Derartiges auf einer der verkrachten Banken deponiert war und sie vorläufig nichts bekommen können. So geht's in den meisten größeren Städten, — die Bankdirektoren verschwinden, zwei haben sich erschossen.

Es laufen Hunderte von beschäftigungslosen Arbeitern herum, und von vielen Seiten habe ich die Befürchtung aussprechen hören, daß, wenn die Verhältnisse sich nicht

ändern, man hier zum Winter große Arbeiterkrawalle erleben wird. Und nicht nur die gewöhnlichen Arbeiter, sondern auch Clerks, Typewriter, Reisende, nnd alle Arten von Gelderwerbenden sind außer Stellung.

Auch Sprinkler hat bis auf seinen book-keeper alle Arbeiter entlassen und somit ist der arme Sturtz auch wieder außer Stellung. Sprinkler sagte, es habe ihm einen schweren Entschluß gekostet, Sturtz gehen zu lassen, aber er könne ihn nicht weiter bezahlen, also hielte er es für unrecht, ihn länger zu behalten. Schock ist ebenfalls von der Zeitung entlassen, und wir gehen nun immer zusammen und suchen Arbeit. Er hat auch kein Geld mehr, aber er erwartet in diesen Tagen noch ein paar hundert Mark als Erbteil von seinem kürzlich verstorbenen Vater.

Sturtz ist auch recht verzweifelt; vorgestern erzählte er mir die Hiobspost, aber er hat doch immer, wenn er keine Stellung finden sollte, die Pacht von einer kleinen Farm und — seine Frau, die wieder für den Winter am Deutschen Theater engagiert ist.

Eben komme ich vom Essen. Schock hatte nämlich während des kürzlich hier stattgehabten „Bundesturnfestes" vier Tage lang Beschäftigung als Schreiber gehabt (mir hat's der Redakteur vom Wiskonsin-Vorwärts vereitelt, daß ich auch Beschäftigung fand) und dafür 16 Dollars eingenommen; so lud er mich zum Mittagessen ein, als ich gerade in der Schreibstube von Plankinton-house saß und an diesem Brief schrieb.

Bei Sprinkler verkehre ich jetzt sehr viel, und obgleich er auch den Kopf voller Sorgen hat, so bemüht er sich

doch immer wieder für mich irgend etwas ausfindig zu machen, da er einen großen Bekanntenkreis hat und sehr angesehen und beliebt ist. Der alte Bach klagt auch, aber der wohl ohne Grund, denn wenn er auch gerade jetzt nicht soviel zu tun hat — er kann's aushalten.

Schickt bitte alle Postsachen an Bachs Adresse, denn meine Wirtin ist schon sehr ungeduldig, und ich weiß nicht, ob sie mich noch acht Tage behalten wird. Die mir versprochenen Sachen vom lieben Schwoger werde ich mit Dank annehmen, ich kann sie gut gebrauchen, denn meine Kleider zerreißen allmählich alle, auch die Wäsche.

Heut ist schon der 2. August; ein Freund von mir, ein früherer Referendar Hinzmann, der durchs Assessorexamen gefallen war, hatte mich heut zur Feier seines Geburtstags zu einer Flasche Wein eingeladen; da habe ich manchen Schluck auf Euer Wohl getrunken und Eurer aller in der Heimat gedacht. Heute abend gehe ich wieder zu Sprinklers und bin zu morgen früh 4 Uhr zu Freunden von ihnen, sehr netten Amerikanern, in ihre Villa am lake zum Bewundern des Sonnenaufgangs eingeladen, mit darauffolgendem breakfast.

Nun aber Schluß und tausend Grüße Euch Geliebten allen daheim von

Eurem treuen Sohn und Bruder.

Milwaukee, Parker's woods,
16. September 93.

Geliebte Eltern!

Da mir das beschäftigungslose Leben, die unfreiwillige Bummelei hier in Milwaukee mit der Zeit unerträglich geworden war, so begab ich mich vor ungefähr einem Monat auf die Wanderschaft gen Norden. Bummelei oder Wanderschaft? Ich wählte lieber das letztere, — es klebt doch ein Hauch von Romantik daran; wenn auch der Amerikaner die professionellen „Wanderer“ tramps nennt, auf deutsch Landstreicher. Für Fußwanderungen, wie sie bei uns im deutschen Vaterland so beliebt sind, hat er im allgemeinen überhaupt nichts übrig, und betrachtet diesen Sport entweder als eine Art Verrücktheit, oder er sieht dessen Jünger eben als „tramps“ an. Diese Ansicht findet allerdings darin ihre Berechtigung, daß es nirgends gute Wege gibt. So wanderte ich denn also nach dem Städtchen Sheboygan, wo ich vierzehn Tage lang für eine englische Zeitung Adressen geschrieben habe.

Diese Wanderung nach Sheboygan war eigentlich urkomisch und bereitete mir trotz eines kleinen mishap viel Vergnügen. Die eine Nacht, die ich on the road zubrachte, fand ich Unterkunft bei einem sehr freundlichen alten Farmer, der nebenbei eine Wirtschaft betrieb. Da es mir

gegen die Ehre ging, dem Mann als „tramp“ zu erscheinen, so erfand ich eine kleine Erzählung, die ihm meine Wanderung als mit einem Zweck verbunden darstellen sollte. Ich sagte ihm nämlich, ich hätte in Milwaukee eine Wette abgeschlossen, daß ich in drei Tagen von Milwaukee über Sheboygan nach Green Bay und nach Milwaukee zurückwandern würde. Der alte Farmer, der sich als enragierter Sportsmann entpuppte, freute sich riesig über diese Idee. Wir kamen bald in ein fröhliches Plaudern und Becherschwenken, und ich mußte ihm versprechen, über den Ausgang der Wette von Milwaukee aus zu berichten. Schließlich geleitete er mich zu der eigenhändig bereiteten Lagerstätte auf dem Heuboden über dem Stall, wo ich trotz des duftenden Heues ein paar Stunden famos schlief, und im Traum auf die heimatlichen Wiesen versetzt wurde.

Am andern Morgen ganz früh ging's weiter; ich wählte natürlich diese frühe Stunde, weil es im September hierzulande noch wahnsinnig heiß ist. So wanderte ich die taufrische Landstraße entlang, zwischen Wiesen und Feldern hindurch, und dachte an nichts Böses. Doch das Böse lauerte schon im Hinterhalt! Plötzlich als ich an eine an der Straße liegende Farm kam, stürzte mit grimmigem Zähnefletschen und unheimlichem Geknurr eine kleine Bulldogge auf mich los, hinterher ein junges Mädchen mit fliegenden Haaren und Kleidern, welche das wütende Biest vergeblich zurückrief. Ihre Rufe verhallten ungehört, denn im nächsten Moment hatte sich der Köter in meine Wade verbissen, so daß es mir unmöglich war, ihn abzuschlackern! Ich drasch natürlich mit meinem selbstgeschnittenen Wander-

stab wütend auf die Bestie ein, aber erst als die Marjell ihn beim Halsband faßte, ließ er von mir ab. Hose und Wade waren ramponiert; die Schäden der ersteren heilte ich auf der nächsten Farm, wo eine mitleidige Seele mir Nadel und Faden zur Verfügung stellte, und außerdem einen nassen Kodder, um die Wunde zu kühlen. Diese gute Farmersfrau riet mir übrigens, ich sollte in Sheboygan den nachbarlichen Hund beim Friedensrichter verklagen, was ich denn auch, hier angekommen, sofort tat. Auf die friedensrichterliche Vorladung erschien in den nächsten Tagen der Hund mit seinem Herrn, und wir akkordierten nach beträchtlichem Feilschen auf 5 Dollars, was mir in Anbetracht der selbstgeheilten Hose und der in Heilung begriffenen Fleischwunde als eine recht annehmbare Summe und willkommene Aufbesserung meiner finanziellen Verhältnisse erschien.

Glück muß der Mensch haben!

Nachdem ich einige Tage in Sheboygan meiner recht unfruchtbaren Tätigkeit als Abonnentensammler und Adressenschreiber nachgegangen war, bekam ich einen Brief von Bach mit der Nachricht, daß Briefe für mich da wären und das Paket mit Wäsche, das ich persönlich in Empfang nehmen müßte. Tausend Dank, mein Muttchen!

Da wanderte ich denn nach Milwaukee zurück, und wurde gleich mit der Nachricht empfangen, daß ein paar Bekannte von mir, die hier im Walde bei Milwaukee in einem kleinen Häuschen zum Vergnügen den Herbst über hausen, mich auffordern ließen, bei ihnen zu wohnen, bis ich eine Stellung gefunden hätte oder wieder nach Deutschland zurückkehrte. Fünf Herren sind es außer mir; von dem

einen habe ich Euch schon geschrieben, dem Referendar Hintzmann, ferner ein hier sehr bekannter deutscher Maler Lorenz, ein ehemaliger österreichischer Rittmeister Jurtschenka, ein österreichischer Ingenieur Schurek und als dritter dieses österreichischen Kleeblatts der Sohn des Erfinders des Insektenpulvers „Zacherlin“, Herr Zacherl.

So bin ich denn also seit der Zeit im Waldhäuschen, „mang de Fichte“ würden sie bei uns zu Hause sagen, erhole mich auch sehr in der frischen kräftigen Waldluft, wünsche mir doch aber von Herzen, daß meine Erlösungsstunde bald schlagen möchte und ich nach Deutschland zurück kann. Ich sehne mich jetzt doppelt nach Haus, nach Euch allen, jetzt wo ich mich so mies fühle nach der überstandenen Krankheit, nach der Erfolglosigkeit all meiner Bemühungen!

Ich bin ganz allein in der Cottage, meine Waldgenossen sind nach der Stadt gefahren, da bin ich im Geist in der alten lieben Heimat und sehe das weinumrankte Elternhaus vor mir. Die Linden im Walde rauschen, das Laub ist schon ganz bunt, und der Boden zum Teil damit bedeckt. Ach, wenn ich doch in diesem Herbst noch einmal mit Euch durch Wald und Garten und durch die kruschelfichtige Grabienn gehen könnte.

Jetzt will ich noch fleißig sein, ein paar kleine Bäume fällen, damit wir Holz zum Kochen haben. Wir besorgen alles selbst, Reinemachen, Kochen, Aufwaschen. Das meiste mache ich, weil ich viel zu Hause bleibe und mich doch auch für die Freundlichkeit einigermaßen revanchieren will. Es ist ihnen auch sehr angenehm, vor allen Dingen, daß ich das Bettenmachen, Ausfegen und Aufwaschen übernehme. Kochen,

das tun sie alle gern — auch essen! Das Essen ist aber auch wirklich immer sehr gut gewesen: Schweinekotelettes, Beefsteaks, Erbsensuppe a la Rumpelkammer; Sonntags hatten wir Hühnersuppe mit dem Huhn drin und Kalbsnierenbraten. Außerdem machen wir immer sehr guten Kaffee. Gleich morgens werden zum Frühstück Bratkartoffeln und Eier — fried or scrambled — serviert.

Meine Briefe nehme ich noch immer bei Bachs in Empfang, hier heraus kommt überhaupt kein Briefträger.

Nun, liebe Eltern, und alle andern daheim, lebt wohl! In Liebe grüßt Euch — hoffentlich auf baldiges frohes Wiedersehn —

Euer treuer Sohn.

Milwaukee, 7. November 93.

Mein lieber Vater!

Die letzten Tage, seitdem ich Deinen Brief mit der für mich recht betrübenden Nachricht erhalten hatte, daß Du betreffs meines Wiedereintritts in die Armee Deine Ansicht geändert hast, waren natürlich sehr schwer für mich. Nachdem Du mir geschrieben hattest, daß Du bereits mit einem Regimentskommandeur gesprochen, und dieser sich bereit erklärt hätte, mich anzunehmen, nachdem ich mich besonders so sehr darüber gefreut, daß dieses Regiment so nahe dem lieben alten Heimatgut war, und ich es mir schon so schön ausgemalt hatte, wie oft ich von meiner Garnison aus zu Euch kommen könnte, war die Enttäuschung doppelt groß. Aber ich werde mich natürlich fügen, wenn ich auch die Gründe, die Du gegen unseren ursprünglichen Plan anführst, nicht verstehen kann. Ich könnte ja allerdings auch gegen Deinen Willen ein Gesuch um Wiedereintritt auf dem Instanzenwege durchs Bezirkskommando einreichen; das hätte aber natürlich, da ich nicht persönlich mit dem maßgebenden Vorgesetzten in Verbindung treten kann, wenig Aussicht auf Erfolg, ganz abgesehen davon, daß der Regimentskommandeur, der sich schon bereit erklärt hat, mich anzunehmen, und den ich in meinem Gesuch doch erwähnen müßte, sich auf eine Anfrage hin mit Dir in Verbindung setzen würde. Ich

hatte auch an ein Immediatgesuch an Se. Majestät gedacht, — denn es will mir noch gar nicht in den Sinn, daß Du Dich meinem glühenden Wunsch entgegenstellst — aber auch das hätte wenig Aussicht auf Erfolg, weil ich ja weiß, daß ich als Reserveoffizier mich nicht direkt an die Person Sr. Majestät wenden darf. Es ist nun nicht zu ändern, genug davon, ich werde mich fügen.

Nun bin ich nach reiflicher Überlegung zu folgendem Entschluß gekommen: Mit Bach und Sprinkler habe ich alles wegen eines Berufes besprochen. Photograph, Elektrotechniker und Roßarzt haben wir gleich fallen lassen; erstere gibt es hier so entsetzlich viele, daß auf ein gedeihliches Geschäft gar nicht zu rechnen ist. Als Vorbereitung für Elektrotechnik und Maschinenfach müßte ich nach Philadelphia gehen oder nach Chicago oder San Francisco. Bach meint, Roßarzt hier in Amerika zu studieren, lohnt nicht, weil die amerikanischen Roßärzte nichts verstehen und die Veterinärschulen schlecht sind. Dagegen ist Bach sehr für Zahnarzt, ich aber eigentlich nicht, denn es würde furchtbar viel Zeit und Geld kosten, bis ich mit dem Studium und den Examina fertig wäre, mindestens drei Jahre, jedes Jahr ein Examen, und die Kosten würden für diese drei Jahre etwa 1500 Dollars betragen.

Ist dann alles glatt und gut gegangen, habe ich die drei Examina bestanden, dann hätte ich also ein Diplom als Zahnarzt. Nun fehlen aber all die Requisiten, — all die Instrumente, Operationsstuhl, Chloroformbehälter, kurz alles, was zur Etablierung gehören würde, und ich bin, wie gesagt, deshalb entschieden dagegen. Auch ist es mir kein sehr

sympathischer Gedanke, in anderer Leute Münder herumzupulen.

Nun hat mich aber Sprinkler und ein Herr von Feld (früherer Offizier, jetzt Bankbeamter) an den Chef einer großen Spielwarenhandlung hier in Milwaukee empfohlen, der mich jedenfalls in den nächsten Tagen als Lehrling anstellen wird, wo ich ja freilich zu Anfang auch nur sehr wenig Gehalt bekommen werde.

Aus dem Waldhäuschen bin ich bereits seit Ende Oktober fort; ich mußte doch sehen, daß ich zum Winter wieder irgendeine Arbeit bekam, und so schön es auch war, draußen den Herbst zu genießen, dort in der Waldeinsamkeit konnte sich natürlich nichts für mich finden. So zog ich wieder in die Stadt, während die andern noch draußen blieben; jetzt aber liegt das Häuschen seit einigen Tagen ganz vereinsamt da.

Acht Tage lang habe ich auf dem Bureau eines Grundeigentumhändlers gearbeitet, dann wurde ich noch mit zwei andern entlassen, weil der Schubiak uns eben nicht mehr bezahlte. Für das dort verdiente Geld habe ich mir eine warme Jacke angeschafft, da es recht kalt ist, und heut wahrscheinlich sogar der erste Schnee fallen wird — es sieht ganz danach aus.

Trotz all meiner und meiner Freunde Bemühungen konnte ich keine neue Stelle finden, und mußte froh sein, daß ich in meinem Boarding-house bleiben konnte.

Freund Sturtz hat zu meiner Freude vom 1. November an wieder eine Stelle als Reisender für eine Chicagoer Tabaksfirma bekommen, und er kann somit dem Winter

ruhig entgegensehen, um so mehr, da ja auch seine Frau dann wieder hier in Milwaukee spielt.

Schock, von dem ich Euch wohl auch schrieb, der Leutnant bei der Schutztruppe war, ist jetzt auch in Chicago angestellt; er ist in einem Hotel „night-clerc“.

Ich habe übrigens noch einen Weihnachtswunsch an Gretelein: Bitte, male mir doch unser Haus noch einmal zu Weihnachten, aber lege es zwischen zwei Pappdeckel, wenn Du es schickst, voriges Jahr kam es durchgebrochen an. Ich hatte es zum Buchbinder zum Einrahmen gegeben, und als ich's nach zwei Monaten holen wollte, waren Bild und Buchbinder nach Chicago ausgewandert, und ich habe nicht erfahren können, wo er wohnt. Nun habe ich kein Bild.

Tausend Grüße an alle Lieben. Wie gern hätte ich das Weihnachtsfest mit Euch verlebt — es sollte nicht sein!

In inniger Liebe

Euer treuer Sohn.

Milwaukee, 15. November 93.

Mein geliebtes Muttchen!

Heute nur ganz kurz einige Zeilen, um Euch mitzuteilen, daß ich vorläufig nun doch bei einem Zahnarzt auf der Office zusehe, um irgendeine Beschäftigung zu haben, da ich leider noch nichts anderes gefunden habe. Sowie ich aber eine andere Stelle, wenn möglich bei einem Kaufmann, finden kann, dann nehme ich sie sofort an.

Tausend Grüße von

Deinem treuen Sohn.

Milwaukee, den 25. Dezember 93.
Korn's Eagle Mills.

Geliebte Eltern!

Es ist heut wieder Weihnachten und Ihr habt nun leider weder heut noch zu Neujahr einen Brief von mir, weil ich ja seit mehr als vier Wochen nicht geschrieben habe. Es liegt eine so unruhige, aufregende Zeit hinter mir, und ich bin froh, endlich in einem ruhigen Hafen eingelaufen zu sein. Die vielen Unterhandlungen, die für mich wegen einer Stelle im Gange waren und die doch immer erfolglos blieben, waren zuletzt recht deprimierend für mich. Auch mit der Portierstelle in dem großen Hotel in North-Milwaukee war es nichts. Jetzt bin ich also seit vierzehn Tagen auf dieser Stelle und glücklich, Euch heute die frohe Nachricht senden zu können.

Ich bin in einer großen Dampfmühle angestellt, die einem Herrn Korn gehört. Er hat einen ganz neuen Versuch mit einer Sorte Gries — Farina — aus feinstem Hartweizen gemacht. Dieses Farina wird pfundweise in Papp-boxes gefüllt, zu 24 boxes in Kisten verpackt und so verkauft. Nun bin ich sozusagen zum „manager" von diesem vorläufig aus drei Jungens bestehenden Personal ernannt worden. Ich habe das Farina abzuwiegen und in die boxes zu füllen, dann kleben die Jungens diese zu, die

Papierstreifen mit Adressen und Preisen herum, und ich packe die boxes in die Kisten, nagele zu, stemple, buche und lasse verladen. Unten an der Mühle stehen die Waggons, die von hier direkt zum Frachtbahnhof überführt werden.

Dieser neue Versuch ist von Korn vor vier Wochen ins Werk gesetzt worden, und es muß sich nun erst zeigen, ob die Sache sich lohnt. Die Korns sind Millionäre und können sich solche Versuche schon gestatten. Der Chef meint aber selbst, daß dies Farina eine Zukunft hat, wenn es erst bekannt wird, und wenn dann die großen Bestellungen einlaufen, wird er auch immer mehr Leute anstellen, deren manager oder foreman ich dann bleiben soll. Natürlich bekomme ich ja zu Anfang nur ein geringes Gehalt, 5 Dollars die Woche, aber das Gute an dieser Stellung scheint mir, daß es eine bleibende ist, in der ich mich, wie mir Korn selbst gesagt hat, heraufarbeiten kann.

Schickt mir meine Briefe nur immer weiter zu Bachs, bis ich endgültig in einer Wohnung bleibe, was ich von der jetzigen allerdings glaube, denn die Leute sind nett und ordentlich, und sprechen gar nicht Deutsch, was mir sehr lieb ist. Das Zimmerchen ist winzig klein, aber auch billig, und ich bin ja nur nachts darin, denn von morgens 7 bis abends 6 bin ich in der Mühle.

Ja, heut ist der erste Weihnachtsfeiertag! Mein zweiter Weihnachten in der Fremde. Ich habe Influenza, nicht schlimm, aber seit fünf Tagen doch fortwährend ein dammliges Gefühl im Kopf und Schnupfen dazu. Da bin ich denn gestern am Heiligen Abend ganz früh zu Bett ge-

gangen und habe nach Haus gedacht, an Euch alle, wie Ihr im Saal um den Baum versammelt waret.

Heut abend soll ich zu Sprinklers kommen; in den bekannten Familien herrscht auch viel Influenza. Nun wünsche ich Euch ein recht frohes gesegnetes neues Jahr, das lauter Gutes bringen möchte!

Wenn ich jetzt erst recht eingearbeitet bin, werde ich auch regelmäßig alle acht Tage schreiben. Aber dieser Brief brannte mir auf der Seele, ich wollte Euch die gute Nachricht mitteilen, und will ihn nun abschicken, wenn ich auch noch viel schreiben und Euch erzählen könnte. Nächstens mehr.

Viele Grüße Euch allen

von Eurem treuen Sohn.

Milwaukee, 31. Dezember 93.

Mein geliebtes Annchen!

Da Dein Geburtstag nahe bevorsteht, sollst Du, mein liebes Schwesterlein, auch zuerst Antwort auf den Weihnachtsbrief haben. Ihr Lieben alle habt mich so reich mit Briefen und Geschenken bedacht, und meine Nachricht war nicht mal zum Fest bei Euch. Die schöne Schreibmappe von Dir benutze ich gleich dazu, um Dir jetzt darauf meine treuesten Wünsche zum Geburtstage zu schreiben; möge es Dir recht gut gehen im neuen Lebensjahre, das wünsche ich von Herzen. All Eure lieben Briefe und Geschenke kamen so „by and by“ zwischen dem 26. und 28. an, und bereiteten mir noch nachträglich eine große Weihnachtsfreude. Muttchens angekündigtes Paket ist aber noch nicht eingetroffen; das steht wahrscheinlich in Newyork oder Chicago und wartet, bis ein Waggon für Milwaukee voll ist und losgelassen werden kann.

Das gestrickte Schalchen von der Grete ist so herrlich warm, ich trage es jeden Tag, es riecht ganz nach zu Hause die Wolle ist so wunderbar weich, so kriegt man sie doch nirgends!

Am heiligen Abend war ich ganz allein mit Euch allen zusammen, wie ich schon schrieb, d. h. ich lag krank im Bett. Frau Bach lag auch krank an Influenza, und sie hatten

mich deshalb nicht aufgefordert. Dem armen Sturtz geht es leider recht traurig; er wurde doch mit mehreren andern zusammen von Sprinkler entlassen, weil dieser das hohe Gehalt nicht weiter zahlen konnte und hatte sichere Aussicht auf eine Stellung als Reisender für eine große Tabaks-firma in Chicago, wovon ich auch wohl schrieb. Das hat sich aber wieder zerschlagen, und trotz aller Bemühungen hat er nichts Anderes gefunden. Seine Frau ist zwar für den Winter engagiert und verdient auch was, aber nicht viel; es geht ihnen gar nicht gut und ich bin daher jetzt selten und niemals zu Mahlzeiten dort gewesen. Morgen, am Neujahrstage, werde ich mal wieder hingehen, auch zu anderen Bekannten, bei denen allen ich jetzt in der Zeit der Ungewißheit, bis ich diese Stelle hatte, gar nicht gewesen bin.

Ich bin doch recht froh, wieder untergekommen zu sein, wenn ich auch vorläufig noch wenig verdiene; es ist doch eben eine bleibende Stellung, ich arbeite mich von unten herauf und kann bestimmt hoffen, in spätestens einem halben Jahre ein einigermaßen auskömmliches Gehalt zu beziehen, was ja jetzt nicht der Fall ist; denn ich muß mich höllisch drehen und wenden, „to make both ends meet“.

4. Januar 94. Solange lag der Brief nun wieder, ehe ich dazu komme, weiter zu schreiben, meine liebste Annita. Meine neue Stelle gefällt mir jeden Tag besser, die Gebrüder Korn sind sehr nette Leute. Die Eltern sind tot und haben die Söhne und zwei Töchter als Millionäre zurückgelassen. Mit unserer Farina, diesem neuen Artikel, ist augenblicklich noch nicht viel los, es muß erst mehr bekannt werden, dann wird es

aber reißend abgehen; wir werden viele Jungens brauchen, und auch mein Gehalt wird dann steigen. Außer diesem Farina sollen in den nächsten Wochen noch drei andere Sorten Gries und Grütze fabriziert werden, mit denen sie ebenfalls auf den Markt treten wollen; wenn alles so glückt, wie die Korns sich das denken, dann wollen sie mich zum manager dieser ganzen Abteilung machen. Manager oder foreman, ein hübsches Wort, aus dem Deutschen übernommen: Vormann.

Gestern machte ich dem jüngeren Herrn Korn auf seinen Wunsch einen Besuch, weil er mich kennen lernen wollte; ich hatte bisher immer nur mit dem älteren zu tun gehabt. Er wohnt in einem wunderschönen Hause, ja geradezu einem Palast, dessen sich kein König zu schämen brauchte! Als ich eintrat, erwartete er mich schon, führte mich in sein Wohnzimmer, bot mir einen Sessel und eine Zigarre und schabberte sehr gemütlich und ungezwungen mit mir. Er war so außerordentlich liebenswürdig, forderte mich auch auf, wiederzukommen, wann ich nur wollte, so daß ich fröhlichen Herzens von ihm fortging und das sichere Gefühl hatte, nun würden endlich bessere Zeiten für mich kommen. Allerdings: Hoffen und Harren usw.!

5. Januar. Jeden Abend ein Stückchen weiter an dem Brief, liebstes Annchen, aber Du wirst es ja nicht übel nehmen, ich kann nicht anders. Nun will ich Dir noch vom Sylvesterabend erzählen, den ich bei Sprinklers verlebte. Sie sind mir wirklich treue liebe Freunde, ich habe ihm ja jetzt doch auch diese „gute" Stellung zu verdanken. Nach dem Abendessen ging das Ehepaar, wie immer zu Sylvester,

in den Deutschen Klub, wohin sie mich aber nicht mitnehmen konnten, weil ich nicht Mitglied bin.

Der Präsident des Deutschen Klubs hier ist übrigens ein Herr Köppen. So nennt er sich hier, seitdem er vor ungefähr 35 Jahren gelandet. Sein richtiger Name ist Graf H.; sein Bruder ist kommandierender General. Weiß Gott, was ihn, den früheren Gardeoffizier, über den großen Teich getrieben hat. Köppen ist seit vielen Jahren Chef-redakteur der hiesigen deutschen Zeitung „Germania". Auch er hat mir in der ersten Zeit hier mit Rat und Tat beigestanden, aber er ist ein alter kranker Mann und kann sich infolgedessen nicht so eingehend um hier gestrandete Kameraden bekümmern, wie er wohl möchte.

Doch zurück zur Sylvesterfeier. Ich spielte mit den Kindern und amüsierte mich sehr gut dabei, denn es herrschte großer Jubel, als ich sie „Glück greifen" ließ, wozu ich ihnen die Sachen aus Papier ausschnitt. Die netten Bälger kannten das alles noch gar nicht, hatten noch nie einen Sylvesterabend mitgefeiert, sondern immer um 8 zu Bett gehen müssen. Nun waren sie also außer sich vor Freude! Ich zeigte ihnen auch „Zinn gießen" und „Schiffchen schwimmen"; ich selbst beteiligte mich aber nicht dabei, d. h. machte für mich nichts, ich freute mich über den Jubel der Kinder und dachte dabei soviel an Euch alle zu Hause. Jetzt werden sie auch vielleicht für Dich ein Schiffchen schwimmen lassen, dachte ich, und wenn ich auch nicht wußte mit wem, so wußte ich doch, Ihr denkt an mich und unsere Gedanken begegnen sich. Den Zeitunterschied dabei bedachte ich aller-

dings nicht, denn als ich das mit den Kindern spielte, hattet Ihr schon Neujahrsmorgen 5 Uhr.

Um Mitternacht gingen wir alle vor die Tür, es war ein Heidenspektakel. Alle Fabrikpfeifen und Bahnpfeifen, brummige und schrille, ließen die Luft förmlich gellen; sämtliche Glocken — und das will was sagen bei etwa 150 Kirchen — läuteten, dazwischen knallten Böller, Flinten und Knallfrösche; kurz, man war förmlich starr von dem betäubenden Lärm. Das dauert immer so ungefähr eine Viertelstunde, dann treibt nachher noch die Straßenjugend ihren Unfug weiter. Bald darauf gingen wir schlafen, ich blieb nämlich die Nacht bei Sprinklers.

Ich vergaß noch zu erzählen, daß ich um 8 mit den beiden ältesten Kindern, Freddy 12 und Britta 11, in der deutschen Kirche gewesen war, und dort die beiden Meiers nach Schluß des Gottesdienstes getroffen und ihnen Prosit Neujahr gewünscht hatte.

Mit der Religion ist das eine komische Sache bei Sprinklers. Er selbst ist ziemlich gleichgültig, sie aber gehört einer Sekte an, „Christian science“ genannt, in deren Lehren auch die Kinder unterrichtet werden. Diese Lehren weichen eigentlich nicht von denen der evangelischen Kirche ab, aber das Merkwürdige ist, daß diese Sekte auch ein eigenes Krankenhaus hat, in welchem die Kranken nur durch Gebet und Fürbitte geheilt werden sollen; sie müssen aber selbst völlig davon überzeugt sein und fest daran glauben. Es wird nie ein Arzt zu irgend einer Krankheit hinzugezogen, und die Scienlisten behaupten, ganz wunderbare Erfolge erzielt und viele Menschen von schweren Leiden geheilt zu

haben. Auch Frau Sprinkler selbst glaubt fest an die Heilkräfte der „Christian science“-Gebete, da sie von einer schweren Krankheit, in der die Ärzte sie schon aufgegeben hatten, durch diesen Ulk geheilt sein will. Die ganze Geschichte ist ein horrender Mumpitz.

Ich schicke nun heut meine neue Adresse mit: 728, Cedar Street, hier bleibe ich bestimmt, denn die Wohnung ist billig und die Leute sind nett, vor allen Dingen Amerikaner; bei deutschen Zimmervermietern zu wohnen, ist nämlich nicht sehr nett, bei deutschen Freunden dagegen ganz anders! Die vierzehn Tage, die ich bei Sprinklers wohnte, ehe ich diese Stelle bekam, waren natürlich reizend! Sie hatten mich dazu aufgefordert, ich weiß nicht, ob ich schon davon schrieb.

Nun aber Schluß, mein geliebtes Schwesterchen, und viele tausend Grüße an alle Lieben.

Immer Dein treuer Bruder.

Milwaukee, 4. Februar 94.

Geliebtes Muttchen!

In meinem letzten Brief schickte ich drei Zeitungen mit, die Euch doch gewiß auch interessieren werden. Die amerikanischen, besonders die deutsch-amerikanischen Zeitungen, enthalten viel mehr Lesestoff, sind viel reichhaltiger und können über europäische Verhältnisse und Zustände viel unparteiischer und aufrichtiger schreiben als irgendeine deutsche Zeitung. Was einen an einer amerikanischen Zeitung zuerst sonderbar berührt, sind die langen Überschriften mit Inhaltsangabe über jedem Artikel, und ferner die vielen Bilder. Hierin leisten sie manchmal geradezu Verblüffendes. Hat sich z. B. um die Abendstunde irgend etwas Sensationelles, Mord, Ehescheidung, großartige Hochzeit oder Ähnliches ereignet, dann stehen am andern Morgen schon neben allen Einzelheiten die Bilder der Haupthelden der Affäre in der Zeitung. Und nicht nur von hiesigen, sondern auch von auswärtigen Angelegenheiten. Mir ist es z. B. unbegreiflich, wie sie so schnell — 8 Tage nach der Veröffentlichung der Verlobung in Europa — hier die Photographien von Leutnant von Seefried und Prinzeß Amalie von Bayern herbekommen haben, die hier in allen Zeitungen prangten. Wenn es Euch interessiert, werde ich sehr gern öfter Zeitungen schicken.

Heute schicke ich nun auch eine Photographie mit, die mir einer meiner Waldfreunde, der Referendar Hinzmann, gab. Wir haben uns damals alle an einem schönen Sonntage vor unserem Waldhäuschen photographieren lassen.

Der Kalender, den ich mitschicke, ist eine Art Reklame für unsere Mühle; Herr Korn hat ihn sich selbst ausgedacht und wir haben 15000 davon gratis verschickt.

Meine Wirtsleute, strenge Methodisten, sind übrigens „shocked“, daß ich eben heute, am Sonntage, einen Brief schreibe! Aber abgesehen von einzelnen religiösen Schrullen, wie die fanatische Sonntagsruhe, die Temperenz (ein Glas Bier oder Wein trinken ist Sünde) Verehrung der Heilsarmee, welche Choräle in Marsch- und Walzertakt singend, durch die Straßen zieht, — abgesehen hiervon sind sie ganz vernünftig und nett und sprechen, was für mich immer eine Hauptsache ist, nur Englisch.

Mein Zimmerchen, das ja sehr billig, ist allerdings winzig klein, und nur allein im Bett bewohnbar, und da hinein nehme ich mir abends ein heißes Plätteisen in Tücher gewickelt mit, denn es ist rasend kalt, ohne Ofen, die Wände stets naß, und das Wasser in der Waschschüssel morgens meist gefroren. Aber das schadet alles nichts, diese kleinen Unannehmlichkeiten sind leicht zu ertragen neben dem sicheren Gefühl, beständige Arbeit zu haben, und es in Zukunft zu einer guten, einträglichen Stellung bringen zu können. Übrigens halte ich mich, wenn ich am Tage zu Haus bin, selbstverständlich unten im Wohnzimmer meiner Wirtsleute auf, wo es warm und gemütlich ist.

Heut vormittag traf ich vor der Kirche die Brüder Meier, die mir zu meiner Stellung Glück wünschten. Auch ich glaube, daß es so am besten für mich ist, und will mich nun auch bescheiden und die Sehnsucht nach meinem früheren Beruf aufgeben und gar nicht mehr daran denken.

Ob Väterchen wohl die Tage des Bismarcktrubels in Berlin miterlebt und vielleicht den Alten aus dem Sachsenwalde selbst gesehen hat? Es ging doch wirklich ein Jubelschrei durch die ganze Welt über die Nachricht der Versöhnung des Kaisers mit dem alten Bismarck. Ich mußte in diesen Tagen soviel nach C. hindenken. Während ich bei meinen Farina-boxes stand und abwog und einpackte, war gerade große Parade dort, und tausend Erinnerungen wollten in mir auftauchen, aber ich drängte sie mit Gewalt zurück. Es ist vorbei und nun heißt es: „Willst Du Dir ein hübsch Leben zimmern, mußt Dich nicht ums Vergangene kümmern!"

In der Zukunft liegt das, was man erhofft und erstrebt, darum will ich alles Alte ruhen lassen und nur auf das Ziel lossteuern, eine selbständige, gutbezahlte Stellung zu erringen.

Ich vergaß übrigens ganz, über meinen Besuch beim hiesigen Konsularagenten zu schreiben. Ich war bei ihm, er hatte keine Zeit, ich sollte in acht Tagen wiederkommen; dann ging ich wieder hin, als ich diese Stelle hatte, um ihm dies mitzuteilen. Da empfing er mich — ich hatte noch keinen Ton gesagt — gleich wieder mit seinem unausstehlich näselnden — „häbe läder käne Zät" — ich unterbrach ihn aber gleich, indem ich sagte, ich käme nicht, um eine Gefälligkeit von ihm zu verlangen, sondern nur, um ihm das und

das mitzuteilen, er möge sich nicht beunruhigen. Daraufhin hellten sich denn seine Züge auf; nur keine Unbequemlichkeiten, davon ist der Herr kein Freund! Wenn's nach ihm gegangen wäre, hätte ich längst verhungert sein können, denn er hatte mich doch, ohne auch nur überhaupt ein Wort über Väterchens Brief mit mir zu sprechen, oder sich nach meiner Lage zu erkundigen, von Woche zu Woche hingehalten, ohne mich einer Unterredung gewürdigt zu haben!

Meine Sachen, die in dem Korb verpackt sind, verwahrt mir nur alle. Wenn ich später einmal zum Besuch nach Deutschland komme, so würde ich sie mir gern alle mit hernehmen, es knüpft sich an jedes einzelne eine Erinnerung aus der übermütigen sorglosen Leutnantszeit. Wenn die Sachen auch keinen Geldwert haben, für mich um so größeren. Die Livree meines Burschen behaltet nur dort, vielleicht kann der Förster sie zum Servieren bei Gesellschaften tragen. Ich fürchte, ich selbst werde hier niemals Verwendung für einen Kammerdiener haben.

Und nun ade, mein Herzensmuttchen, und viele Grüße Euch allen

von Deinem treuen Sohn.

Milwaukee, 16. Februar 94.

Lieber Vater!

Vorigen Donnerstag bekam ich Deinen Brief aus Berlin. Daß Du Dir den Trubel der Bismarcktage geschenkt hast, war gewiß sehr gut; Du bist ja gewiß sowieso durch die Sitzungen im Abgeordnetenhause und Deine sonstigen Verpflichtungen sehr in Anspruch genommen.

Diese Versöhnung mit Bismarck war doch ein hochherziger, edler Schritt vom Kaiser, das muß wahr bleiben, soviel auch die Menschen ewig zu reden haben. Jeder, der sich zu einer Kritik veranlaßt oder berechtigt fühlt, sollte sich doch sagen, was für einen Schafskopf von Kaiser er selber abgeben würde.

Unfehlbar ist ja bloß der Papst, der jetzt hier bei uns in allen Köpfen spukt; Protestanten und Katholiken sind wie verrückt aufeinander. Man sollte es gar nicht für möglich halten, hier im freien Land Amerika, wo jedem Religionsfreiheit zugesichert ist, da fangen die Protestanten mit einem Male Krakeel an, weil angeblich der Katholizismus überhand zu nehmen droht. Die Mitglieder der „A. P. A." (American Protective Association) halten öffentliche Reden und Versammlungen, ziehen durch die Straßen, gelegentlich kommt es auch zu einer großen Prügelei, kurz der Religionskrieg ist im vollen Gange, und — die Politikanten und

Ämterjäger reizen gegenseitig zum Kampf auf, um dabei im Trüben zu fischen.

Meiner Ansicht nach sollte jeder den anderen zufrieden lassen, die Katholiken haben gerade soviel Berechtigung für ihren Glauben und werden wohl ebensogut in ihren Himmel kommen wie die Protestanten.

17. Februar. Meinen Brief will ich heut abend beendigen, liebster Vater, und ihn Dir noch nach Berlin schicken. Es ist heute Sonnabend, wieder eine Woche herum, und ich bin doch recht froh, daß wieder ein Ruhetag kommt. Im Englischen vervollkommne ich mich nun immer mehr; bis auf einige fachmännische Ausdrücke, die man ja übrigens auch im Deutschen oft nicht versteht, bereitet es mir gar keine Schwierigkeiten mehr. Deutsch sprechen ist nur Sonntagsvergnügen für mich, in den befreundeten deutschen Familien. Zu den lieben Holtz's bin ich übrigens zu morgen zum Abendbrot eingeladen, hoffentlich ist keine Gesellschaft. Ich bin viel lieber allein mit ihnen. Ich bin jetzt 14 Tage nicht dagewesen — schrumms! — kommt gleich eine Einladung. Das soll eine Mahnung sein, denn als' ich vor 14 Tagen dort war, auch auf schriftliche Einladung, sagte Frau Holtz: „Nun kommen Sie aber gefälligst ohne Einladung bald einmal wieder, man denkt ja sonst, Sie sind verschollen!"

Verschollen war ich ja nun gerade nicht, — aber mein Äußeres war in andern Umständen! — selbst geflickte Hosen — die Röcke voller Fettflecken vom Kochen im Walde, da habe ich mich denn auch die ganze Zeit nicht aus dem Walde und wo ich vorher wohnte, fortgerührt.

Zu Bachs und Sprinklers gehe ich ja auch so sehr gern; zu Sprinklers auch oft, wenn sie nicht zu Hause sind; er hat eine wunderschöne Bibliothek und einen herrlichen Flügel, da amüsiere ich mich dann mit Lesen und Klavierspielen. Besser jedenfalls als mit ihm allein, denn er ist doch recht oberflächlich, und mit einem Menschen allein ziemlich langweilig. In größerer Gesellschaft dagegen steht sein Mund keinen Augenblick still, da läßt er keinen Menschen zu Worte kommen, und man muß auch über seine Witze lachen. Er ist aber ein lieber guter Mensch mit einem prächtigen Herzen, der keinen Mitmenschen im Unglück sehen kann, ohne ihm zu helfen. Auch seine Frau mag ich riesig gern, sie ist gar nicht hübsch, aber so sehr nett und fein gebildet. In ihrem Hause verkehren die Künstler und Künstlerinnen vom hiesigen Stadttheater, das trägt natürlich sehr viel zur geselligen Anregung bei.

Aber ich weiß gar nicht, ob Dich dies alles interessieren wird, liebstes Vaterchen! Wahrscheinlich nicht, ich hatte mich so hinein verplaudert, und nun sitz' ich da mit all dem Zeug.

Nun will ich schließen und sende Dir die innigsten Grüße. Nach Hause schreibe ich auch bald.

In Liebe immer

Dein Sohn.

Milwaukee, 13. März 94.

Liebster Hans!

Wenn dieser Brief die alte Heimat erreicht, wirst Du wohl schon wieder im Korps angelangt sein, daher sende ich ihn nach Lichterfelde. Was könnte ich Dir für Deinen Geburtstag und Dein ganzes Leben besseres wünschen, mein alter Junge, als daß Du gesund bleibst. Viel Schönes im neuen Lebensjahre und Erfolge in jeder Beziehung! Hoffentlich bist Du in zwei Jahren wohlbestallter Leutnant, und dann, mein liebster Hans, sei klug und sieh Dich vor, so daß Du nicht erst durch schwere Erfahrungen wie ich in der harten Schule des Lebens zum Mann gereift werden mußt.

Sei nicht böse, lieber Hans, daß ich heut so zu Dir spreche, aber glaube mir, es ist nur meine innige Bruderliebe, die meine Gedanken und meine Feder leitet. Ich hoffe, dieser Brief wird etwas dazu beitragen, Dir über die ersten ungemütlichen Tage im Korps nach den schönen Ferien, und über das Heimweh hinwegzuhelfen.

Entsinnst Du Dich der englischen Verse, die Du mal gelernt hast: „The day is cold and dark and dreary"; und dann weiter: „Thy fate is the common fate of all". Es muß ja dunkle und traurige Tage im Leben geben, und doch scheint die Sonne immer hinter den Wolken. Glaube mir, mein lieber Junge, in Deinem jungen Leben wird es

mehr helle und sonnige als dunkle Tage geben. Ich habe hier in Amerika schon manchmal gewünscht, zu den sorglosen Tagen der Kindheit im Kadettenkorps zurückkehren zu können.

Gute Nacht jetzt, mein alter Junge, ich will für heut schließen, und hoffe, daß ich morgen einen fröhlicheren Ton finden werde, aber ich konnte heute nicht anders schreiben, die Erinnerung überwältigte mich.

24. März. Nun ist Dein Geburtstag so nahe herangekommen, und mein Brief noch nicht fort, er kommt zu spät, aber Du mußt es verzeihen, mein altes gutes Hanselchen, ich kam nicht eher zum ruhigen Schreiben. Hoffentlich klingt Dir der Ton meines Briefes nicht zu belehrend, das sollte er wenigstens nicht; ich möchte nur, daß Du aus meinem Schicksal lernen sollst, damit Dir später in der Armee die traurigen Erfahrungen erspart bleiben, die ich gemacht habe.

Hoffentlich bist du jetzt wieder vollständig gesund und gekräftigt durch die schöne Zeit zu Hause. Hansel, Du glaubst gar nicht, wie ich Dich manchmal beneidet habe! Nein, und doch nicht beneidet — ich habe sie Dir ja auch so von Herzen gegönnt, die schönen Ferientage, aber wie habe ich oft hingedacht, wenn ich doch nur einmal wieder — nur für einen Tag — in Deutschland und zu Hause sein könnte! Ich werde aber wahrscheinlich nie wieder einen von Euch sehen, wenigstens sehr, sehr lange nicht!

Und nun hör mal, Hansel, Du bist solch großer Jäger geworden? Das ist ja nett, sogar einen Bock hast du geschossen!

Aber weist Du, Dein Kandidat muß ja ein rechtes Ekel gewesen sein, nach dem, was Grete mir von ihm schreibt. Wenn das Rindvieh sich bei uns zu Hause gelangweilt hat, ist er verrückt!

Nun muß ich schließen, mein Hanselchen, schreib mir doch nur recht bald wieder, und erzähl mir recht ausführlich, was Du tust und treibst, von den Vorgesetzten, Lehrern, Freunden, und grüße alle, die sich noch meiner erinnern. Sag ihnen nur allen, es ginge mir recht gut. Es geht mir ja auch in der Tat jetzt ganz gut, und ich habe günstige Aussichten für die Zukunft.

Auf baldige Antwort hofft

Dein Dich herzlich liebender Bruder.

Milwaukee, den 21. Juni 94.

Mein geliebtes Muttchen.

Heut muß ich mit Blei schreiben, weil ich hier in meinem shop keine Tinte habe, und doch die freien Augenblicke ausnutzen möchte. Meine boxes sind zu Ende und die neuen aus Ohio, die gestern ankamen, lagern noch auf dem Depot, bis sie da sind, habe ich Zeit. Ich habe in letzter Zeit nicht so regelmäßig geschrieben, weil es abends, wenn ich aus der Mühle kam, so entsetzlich heiß in der Wohnung war, daß ich's da nicht aushalten konnte, sondern mir in der frischen Abendluft ein bißchen Bewegung machen mußte. Seit acht Tagen ist jetzt eben der Sommer mit seiner unerträglichen Hitze eingezogen, nachdem man bis dahin im Winterpaletot ging — Frühling gibt's hier überhaupt nicht.

Den Schwestern sage ich vielen Dank für ihre Briefe — sie hatten mir Schneeglöckchen eingelegt, die ich mit recht wehmütigen Erinnerungen betrachtete —, sie waren aus dem „Paradiesgärtlein“! Wie herrlich ist wohl jetzt der Laubengang zugewachsen. Wird auch mein eigenes Plätzchen, das ich anlegte und schuf, in Ordnung gehalten? Vielleicht sitzt Ihr manchmal abends da und denkt an mich, wie ich an Euch, — vielleicht sitzen wir auch noch einmal zusammen

da, wenn der Flieder blüht! Aber vorläufig herrscht die Gegenwart und die ist hier in Milwaukee.

Eben komme ich vom Mittag, meine boxes sind noch nicht da, also kann ich noch weiter schreiben, und der Brief geht hoffentlich heute Abend noch ab.

Was meine Stelle anbetrifft, liebstes Muttchen, so schreibst Du in Deinem letzten Briefe, sie schiene Dir nicht so recht sicher zu sein, weil das Geschäft noch nicht flott ginge. Diese neue Fabrikation, Farina, wheatfood und graham-flour muß sich ja erst Bahn brechen, um bekannt zu werden und große Bestellungen zu erzielen. Und dann kann es gar keine festere und sicherere Stellung für mich geben als diese hier. Ich bin vollkommen selbständig in meiner Stellung, bekomme meine Ordres, und die werden ausgeführt. Es sind so tausenderlei Geschichten und Sachen hier in meinem shop, die alle ordentlich gehandhabt werden müssen, da findet sich außer mir kein anderer zurecht, obgleich natürlich alles furchtbar ordentlich in meiner Werkstatt ist. Aber das ist wie auf einer Kompagniekammer, da weiß auch nur der capstaine d'armes Bescheid, nur selten der Kompagniechef.

Freilich ist ja mein Gehalt vorläufig nur klein, und wird es wohl auch noch bis zum Dezember bleiben, aber schon vom nächsten Jahre an werde ich sicher mehr bekommen. Daß Korn überhaupt meine Stellung als eine bleibende betrachtet, und mich später sicher gut stellen will, geht doch auch daraus hervor, daß er mir das geringe Gehalt gibt, denn er würde mir doch sonst gar nicht zumuten, für das Geld zu arbeiten!

Außerdem sind die Leute wirklich nach wie vor reizend zu mir. Herr Adolf Korn nahm mich vor einigen Wochen mal mit nach seiner Farm hinaus, ganz entzückend am Mikwaukee-river gelegen. Es ist weniger eine Farm als ein Sommersitz außerhalb der Stadt mit Garten und Villa, — ersterer nicht mit unseren deutschen Parkanlagen zu vergleichen, letztere aber geradezu luxuriös eingerichtet. Er zeigte mir auch seine Trabrennpferde, die im Herbst in Newyork gehen werden, und sagte, er hätte schon viel Geld an seinen Pferden, namentlich an den Rennpferden verloren, „but I had my fun with them". Ja, er kann sich's leisten!

Der Verkehr in den verschiedenen befreundeten Familien ist mir sehr lieb und angenehm. Auf einem reizenden Geburtstagsfest neulich bei Holtz's hatte sie, das Geburtstagskind, für jeden Gast ein niedliches Geschenk besorgt mit selbst gemachtem Gedicht dazu. Ich bekam ein winziges Bierseidelchen mit folgendem Vers:

„Du liebst das Gettlemannsche Bier,
Drum schenk' ich dieses Gläschen Dir,
Trinkst Du auch noch so oft es aus,
Bringst Du doch keinen Rausch nach Haus!"

Und nun Schluß mein geliebtes Muttchen und tausend Grüße an alle Lieben zu Haus

von Deinem treuen Sohn.

Milwaukee, den 15. Juli 94.

Mein liebstes Muttchen.

Ob Ihr diesen Brief überhaupt in absehbarer Zeit bekommt — ich kann's nicht wissen, aber ich will ihn trotzdem schreiben und in den Kasten stecken, das übrige muß ich der „American Railway Union“ überlassen. Ja, diese Zustände hier sind augenblicklich haarsträubend! Ihr habt ja jedenfalls von dem großen Pullman-Boykott und anschließendem Streik der Eisenbahnangestellten gelesen, und seit gestern sind nun auch im Postverkehr Hemmungen eingetreten. Die Sache kam so:

Pullman, der große Schlafwagenfabrikant, hatte im vorigen Jahre unter dem Vorwande schlechter Zeiten, flauen Geschäfts usw., eine Reduktion der Arbeitslöhne eintreten lassen; als jetzt nach einem Jahr die Arbeiter billigerweise ihre alten Löhne wiederforderten, behauptete er, die Zeiten wären seit vorigem Jahre nicht besser, sondern im Gegenteil schlechter geworden, und die Löhne, die er zahlte, immer noch sehr hoch; würde er mehr zahlen, hätte er Verluste usw. Darauf streikten die sämtlichen Arbeiter der Pullman-Car-Company, und die Präsidenten der „American-Railway-Union“, die mit den Arbeitern sympathisieren, erklärten die Pullman-Cars in den Boykott, und forderten die sämtlichen

Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten auf, keine Pullman-Cars mehr laufen zu lassen, widrigenfalls sie dem Eisenbahnpersonal den Befehl geben würden, die Arbeit niederzulegen.

Nun haben aber die Eisenbahngesellschaften auf Jahre hinaus mit Pullman Kontrakt gemacht, wonach sie ihm jährlich so und so viel für seine cars zahlen müssen, einerlei, ob sie sie laufen lassen oder nicht, — infolgedessen ließen sie die Pullman-Cars jetzt ruhig weiter laufen. Nun aber erließ der erste Präsident der „American- Railway-Union“ wahrhaftig den Befehl, daß die sämtlichen Eisenbahnbeamten die Arbeit niederlegen sollten. Dies geschah nach und nach bei allen Eisenbahnen, und so haben wir am Ende des 20. Jahrhunderts eine vollkommene Verkehrsstockung über ein ganzes riesiges Land verbreitet; und das kann hier im freien Lande Amerika passieren, daß ein einziger Mann, der Präsident einer über das ganze Land verbreiteten organisierten Arbeiterverbindung durch sein Machtwort die sämtlichen Eisenbahnen zum Stillstand bringen kann. Ist das nicht der reine Hohn auf die viel gepriesene amerikanische Freiheit? Ein Mann, ein Arbeiterführer, allerdings ein Organisationsgenie, tyrannisiert das ganze Publikum!

18. Juli. Die Postzüge gehen heut wieder, dank dem Einschreiten der Bundesregierung, also werden wir gegenseitig unsere Postsachen bekommen. Aber Frachtzüge stehen seit meheren Tagen allenthalben auf den traks mit ihrer ganzen Ladung (Fische, Butter, Obst, Südfrüchte, Bier) der glühenden Julisonne ausgesetzt, und alles verdirbt. Der Schaden, den die Engroshäuser erleiden, ist enorm. Die

Preise für Kartoffeln, Obst und Südfrüchte sind ums Doppelte gestiegen. Ist es nicht geradezu verrückt, daß die Leute bei den miserablen Zeiten ihre Lage noch durch einen so dämlichen Streik verschlimmern? Denn die Bahnbeamten, die gestreikt haben, strafen damit ja nicht Pullman, sondern sich selber und die ganze Bevölkerung.

Pullman kriegt nach seinem Kontrakt von den Bahnen ja doch bezahlt, und dadurch, daß seine cars nicht benutzt werden, hat er nur Vorteil, spart Reparaturkosten, — nur das Publikum und die Streiker selbst leiden darunter.

Um Euch einen Begriff von der Ausbeuterei seiner Arbeiter zu geben, will ich Euch folgendes erzählen. Neben seiner Fabrik hat er Häuser bauen lassen, die er an seine Arbeiter vermietet, aber nicht etwa billiger als anderswo; ferner hat er dort Läden, in denen die Arbeiter alles kaufen können, was sie zum Leben brauchen, und sie tun es natürlich auch, da ihnen diese stores am bequemsten liegen, und weil sie ja indirekt dazu gezwungen werden. Sie müssen da gerade soviel oder mehr noch als anderswo bezahlen, — also das Geld, das er den Leuten bezahlt, fließt fast alles wieder in seine eigene Tasche zurück.

20. Juli. Der Streik schreitet fort. 10000 Mann Bundestruppen und Polizei stehen in Chicago, vom Präsidenten hinbeordert. Ich schicke heut einige Zeitungen, aus denen Ihr alles viel besser erfahren könnt, als ich es schreiben kann, der Pöbel ist rasend!

Der Gouverneur von Illinois protestiert gegen die Sendung der Truppen nach Chicago. Sein Depeschenwechsel mit Cleveland ist interessant und charakteristisch für beide.

Abends 6 Uhr nach der Arbeit.

Bei Euch ist nun schon wieder viel Ferienbesuch, schreib mir doch recht bald wieder, geliebtes Muttchen, und erzähl mir, wer alles bei Euch ist; ich schicke den Brief heute ab, die Postzüge gehen trotz aller Wirren, die Bundestruppen sorgen schon dafür.

Den armen lieben Sturtz's geht es recht erbärmlich! Augenblicklich spielt sie ja zwar bei der sogenannten „Schmiere" und fristet ihr Leben; er verkauft für ein Kolonialwarengeschäft als Stadtreisender Heringe, Seife, Kartoffeln, Sirup usw. — natürlich nur auf Bestellung — und fristet dabei auch sein Leben. Allzu lange wird seine Stelle nicht dauern, und ihre hört bei eintretender kalter Jahreszeit von selbst auf, und beim hiesigen Theater ist sie für nächsten Winter nicht engagiert. Was werden sie nun bloß im Winter machen?

Und wenn man bedenkt, aus welcher hochangesehenen, reichen, vornehmen Familie er stammt. Seine Mutter fährt à la Daumont mit Vorreiter spazieren, sein Bruder ist, glaube ich, „Erlaucht" und Reichsgraf — und er verkauft Heringe! Wir sind in letzter Zeit wieder viel zusammen, da er nämlich aus Billigkeitsrücksichten in demselben Lokal ißt, wie ich. Ich sagte ihm, daß es dort ganz gutes und billiges Essen gäbe und da treffen wir uns denn nach des Tages Last und Hitze dort zum Abendbrot, essen zusammen und gehen dann zu mir oder zu ihm, rauchen eine Pfeife und erzählen uns was.

Zuweilen gehen wir auch zu anderen Bekannten auf die Bude, und der „pitcher" kreist. Der pitcher ist ein

Blechgefäß mit einem Henkel dran, welches ungefähr einen Liter faßt. Da das Bier, in Gläsern auf die „den“ gebracht, zu teuer kommen würde, so spendiert jeder der Reihe nach einen pitcher; der kostet 5 resp. 10 cts., je nachdem, wie der salon-keeper gelaunt ist, den Käufer kennt und nach diesen Gradmessungen den pitcher füllt.

In unserem Kreise, der natürlich in sämtlichen corner-saloons bekannt ist, gibt's immer für 5 cts. einen hübschen kleinen pitcher voll, d. h. ungefähr 8 Glas Bier. Diese primitiven pitcher-Abende halten wir auch zuweilen bei einem Berliner Jungen ab, Bergmann mit Namen; was er in Deutschland gewesen, was er hier tut, ich ahne es nicht. Er ist immer fidel, oft rauhbeinig, immer schnoddrig in seinen Redensarten und hat fast nie Geld. Dieser Überfluß an Geldmangel ist ja bei uns allen nichts Seltenes. Bergmanns leerer Geldbeutel wurde übrigens kürzlich auf sonderbare Weise gefüllt.

Er lebt seit längerer Zeit schon von seinem vorzüglichen Skatspielen. Neulich hatte er aber mal mit einem Mitspieler einen kolossalen Krach. Und das war sein Glück! Der andere offerierte Bergmann nämlich ein Glas Bier an den Kopf, wozu er in kriegerischem Übermut der alkoholischen Gefühle bereitwilligst seine Zustimmung gab, und ihm wurde in vollstem Maße, was er selbst heraufbeschworen hatte!

Blut- und bierüberströmt sank er auf einen Stuhl — so kann kaum ein Student nach der schwersten Mensur aussehen! Die Folge dieses glücklichen Unfalls war eine Aufbesserung seiner finanziellen Verhältnisse, wie er sie sich wohl nie erträumt hatte. Er erhielt nämlich von seinem Gegner

einen funkelnagelneuen Anzug, die Doktorrechnung bezahlt, 25 Dollars pro Woche, solange er krank war, und 75 Dollars Schmerzensgeld! Und alles ohne Hilfe der Polizei und der Gerichte!

Mit diesen Erfolgen kann sich meine zerrissene Hosen-episode auf der Landstraße nach Sheboygan nicht messen!

Nun ade, mein Muttchen. Tausend Grüße Dir und allen Lieben

von Deinem treuen Sohn.

Milwaukee, 25. August 93.

Mein geliebtes Muttchen!

„To strike or not to strike, that is the question“, für mich selbst gilt das nun zwar nicht, aber es ist wirklich jetzt die brennende Frage in Milwaukee. Wie vorauszusehen war, hat sich aus dem Pullman- und Eisenbahnstreik ein allgemeiner Riesenkampf gegen das Kapital von seiten der Arbeiterbevölkerung herausgebildet. Gerade heute legen über 100000 Arbeiter in Chicago die Arbeit nieder. Bäcker, Schlächter, Brauer, Maurer, Tischler, Kutscher, Straßenbahnschaffner, kurz alles, was man sich nur denken kann, Telegraphisten, Verkäufer, Buchhalter — alles legt die Arbeit nieder; nun seht zu was Ihr macht! Es tritt also eine vollständige Lahmlegung jeglichen Handels ein, denn die Eisenbahnen befördern nur die Post.

Wo und wie das enden wird, kein Mensch weiß es, denn dieser Generalstreik wird sich nicht auf Chicago beschränken, sondern sich über die ganzen Staaten ausdehnen. Milwaukee folgt heute oder morgen. Unsere Müller sind nicht organisiert, bleiben also bei der Arbeit.

28. August. Seitdem ich dies schrieb, hat sich einiges in der Sachlage geändert. Ein allgemeiner Streik tritt nicht ein. Die „American Federation of Labor“ hat einen diesbezüglichen Antrag von seiten der „American Railway Union“

abgelehnt, da es in diesen schlechten Zeiten Unsinn wäre, einen Generalstreik sämtlicher Gewerkschaften anzuordnen. Also bleibt nur noch der Ausstand der Eisenbahner, und Pullman will auch nicht nachgeben. Der Hauptaufruhr scheint aber beigelegt zu sein, nachdem viel Menschenleben und Eigentum zerstört worden ist.

Gestern haben sie in Chicago endlich den Mörder von Mayor Harrison gehenkt. Die Anwälte haben sich glücklicherweise vergeblich bemüht, ihn für irrsinnig zu erklären; ich schicke sein Bild und die Beschreibung der Hinrichtung mit. Ihr könnt mit ihm ein amerikanisches Verbrecheralbum anfangen, ich werde Euch vorkommendenfalls die Bilder schicken.

Jetzt sind bei Euch ja auch die Ferien schon wieder vorbei, und die lieben Geschwister und aller Verwandtenbesuch fort. Wie mögen sich's doch alle haben wohl sein lassen bei uns auf dem Lande, in Haus und Garten und Wald! Und wie wirst Du, liebes Muttchen, sie auch alle verpflegt und verwöhnt haben; sag' mal, könntest Du mir nicht mal eine heimatliche Räucherwurst oder eine Spickgans als „Probe ohne Wert" schicken? Du glaubst gar nicht, wie mich's oft — auf gut preußisch gesagt — nach solch heimischer Kost schmengert.

Ich hatte gestern einen sehr netten Brief von Vetter Max erhalten; er schreibt, er hätte große Lust, nach China zu gehen und wenn ich ginge, dann käme er mit. Ich möchte schon, aber ich glaube, es ist vernünftiger, wir lassen sie sich ohne uns hauen, und wer gäbe uns auch das Reisegeld? erst mal bis San Franzisko und nachher die Seereise?

Von den großen Waldbränden in Upper-Michigan werdet Ihr wohl gelesen haben. Philipps, ein Städtchen von 3000 Einwohnern, ist vom Erdboden verschwunden und Unmassen von Menschen sind verbrannt, die Überlebenden sind zum größten Teil Bettler, das ist doch schrecklich; in den Zeitungen, die ich heut mitschicke, steht Näheres darüber.

Am letzten Sonntag war ich vom Redakteur vom „Herold" zu dem Sommerfest der deutsch-amerikanischen Journalisten und Schriftsteller — kurz: der Zeitungsmenschen — eingeladen. Es fand in einem herrlichen Park am River in Pleasant Valley statt und verlief wirklich ganz reizend. Ich lernte viele nette Menschen kennen, auch ein paar hübsche junge Mädchen, aber es blieb keine bei mir im Kopfe sitzen. Um 5 war ein sehr gutes Diner, und dann vergnügte man sich bei Freibier und Zigarren bis spät in die Nacht hinein. Gegen Morgen brachte uns das elektrische Boot wieder nach Milwaukee zurück. Zwei hiesige Geschäftsleute haben einige von den elektrischen Booten, die voriges Jahr auf der Weltausstellung in Chicago so großes Aufsehen machten, angekauft, und diese vermitteln nun den Verkehr zwischen Milwaukee und Pleasant Valley. An der Spitze dieses Unternehmens steht ein Graf G., früherer Offizier, der, als er vor 5 Jahren herüberkam, zuerst als ganz gewöhnlicher Arbeiter an der elektrischen Straßenbahn gearbeitet, Pfähle gerammt hat und dergleichen. Dann ist er allmählich gestiegen, war zuletzt Manager von einem Departement der Straßenbahn und hat jetzt, nachdem ihm durch eine Erbschaft in Deutschland die nötigen Gelder zugeflossen sind, ein selbständiges Geschäft für elektrische Anlagen aller Art eröffnet. Ihm ist es also

geglückt hier in der neuen Heimat! Sein Vater war übrigens Generaladjutant beim alten Kaiser Wilhelm I.

Ich will Euch heut auch noch von zwei anderen meiner Bekannten berichten, die beide bereits eine interessante bewegte Vergangenheit hinter sich hatten, als sie ihr Weg ins gelobte Land Amerika führte. Der eine ist ein Herr Rolf, der andere ein Herr v. Sernitz. Rolf habe ich in einem boardinghouse kennen gelernt, wo ich seit meiner Anstellung in der Mühle zuweilen zu Mittag esse. Die Wirtin, eine Schweizerin, kocht gut und billig, und es findet sich dort eine ganze Menge gebildetes Deutschtum zusammen. Was ihn eigentlich nach Amerika geführt hat, weiß ich nicht recht; er ist Kaufmann von Beruf und schon 3 Jahre im Land. Er stammt aus hochangesehener rheinischer Familie, ich glaube aus Elberfeld. Jetzt arbeitet er hier in einem großen kaufmännischen Geschäft und bezieht ein gutes Gehalt. Liebenswürdig, stets vergnügt und voller Schnurren, hat er mir manche fröhliche Stunde bereitet, wenn wir nach Tisch auf der Veranda saßen und uns beim Kaffee von der alten Heimat erzählten. Rolf und Sernitz haben sich jedenfalls irgendwo in der Kneipe kennen gelernt, denn beide lieben das nasse Futter. Er machte uns miteinander bekannt und seitdem bin ich schon öfters bei Sernitz eingeladen gewesen. Beide, Sernitz sowohl wie Rolf, sind die richtigen Bohémiens von Natur; haben sie Geld, so wird gelebt, und andere leben mit, — haben sie keins, wird krumm gelegen. Sernitz ist verheiratet mit einem Berliner Ladenfräulein; ein nettes, liebenswürdiges Frauchen, die ihm sicherlich für die hiesigen Verhältnisse die beste Lebensgefährtin ist, weil sie sich in

alles schicken kann. Sernitz hat bisher noch keine Stellung hier gefunden und sie leben wohl von dem Rest des aus Deutschland mitgebrachten Geldes. Beide verkehren übrigens auch viel im Sprinklerschen Hause. Wen gäbe es wohl hier in Milwaukee von jungen Deutschen, die bessere Tage gesehen, die Sprinkler nicht in sein Haus gezogen, denen er nicht geholfen hätte!

Das Geschäft geht ja jetzt ziemlich verhältnismäßig; wenn nun erst die kühlere Jahreszeit kommt, werden auch die Orders lebhafter einlaufen, denn da ißt der Amerikaner wieder regelmäßig sein porridge zum Frühstück, eigentlich auf deutsch ein „Pamms“ von gedörrtem, fein gemahlenem Weizengries, wheat-food, es nährt außerordentlich, macht dick und satt.

Ich muß bei diesem Gericht immer an den Pamms denken, den wir uns in Kulm im Kadettenkorps machten. Hierzu wurde das Brot vom ganzen Tag vorher gesammelt, abends in der „Beschäftigungsstunde“ in Würfel geschnitten und dann in einer Tüte bis zum Frühstück aufgehoben. Mit Mehlsuppe und Butter gemischt, gab das einen vorzüglichen Brei, in dem der Löffel stehen mußte, wenn er gut gelungen war! Die Zubereitung dieses Pammses nahm eigentlich die ganze Frühstückszeit in Anspruch, das Hinunterschlingen geschah nachher in unglaublich kurzer Zeit. Long, long ago!

Mein Familienverkehr ist jetzt etwas eingeschlafen, weil viele meiner Freunde schon eine ganze Weile in der Sommerfrische sind, aber bei Bachs und den alten Holtz' bin ich viel. Die nette Mally, mit der Du mich geneckt hast, liebes

Muttchen, hat eine Stellung als Buchhalterin in Colorado-Springs in den Gold Mines bekommen; da steht sie sich viel besser als hier früher in der Invalidenoffice. Weihnachten wird sie wohl auf Urlaub kommen, da freue ich mich schon aufs Wiedersehen.

Zwei Jahre sind nun schon vergangen, seit ich von Deutschland fort bin! Der Herbst zieht ins Land und scheint gerade wieder so herrlich zu werden, wie der letzte in der alten Heimat war. Wenn mir der Altweibersommer so ums Gesicht fliegt, muß ich an unsere schönen Waldspaziergänge denken. Das ist ja jetzt auch so herrliches Erntewetter für Vaterchen, möchte es nur so bleiben und dann die Ernte sich auch gut lohnen.

Gestern habe ich übrigens wieder ein Paket Zeitungen an Euch abgeschickt; vieles, was jetzt gerade hier vorgeht, könnt Ihr viel besser daraus sehen, als ich es schreiben kann. Der Skandal wegen des Isolierhospitals für die Pockenkranken nimmt kein Ende. Die Pocken sind leider noch immer im Zunehmen begriffen, und die Mütter wollen ihre Kinder im Hause behalten und nicht ins Hospital bringen, und wenn dann die Gesundheitspolizei kommt, wird sie gewöhnlich von einem Volkshaufen verprügelt und mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt. Und das ist gut so, denn die armen Würmer, die im Hospital behandelt wurden, sind unglaublich vernachlässigt worden, ebenso aber auch die Erwachsenen. Es herrscht die erbittertste Wut im Volke gegen die Gesundheitskommission und das ganze Pockenhospital. Die Leute haben schon gedroht, wenn das Hereinschleppen der Kranken ins Krankenhaus ohne Wissen der

Angehörigen nicht aufhört, das ganze Hospital in Brand zu stecken oder in die Luft zu sprengen, wenn sie die Kranken nach Haus geschafft haben.

Diese Entrüstung gegen die Gesundheitspolizei ist ein typisches Zeichen des amerikanischen Volkscharakters, dem jede Beschränkung der persönlichen Freiheit ein Greuel ist. Wenn die Zustände im Hospital wirklich so sind, wie sie geschildert werden, was ich ja aus eigener Wahrnehmung nicht zu beurteilen vermag, so haben die Leute ja auch ganz recht, wenn sie ihre Kranken zu Haus behalten wollen. Aber auch, wenn die Patienten gut aufgehoben wären, so würde sich der Amerikaner doch dagegen auflehnen, daß sie auf Befehl einer Behörde ins Hospital gebracht werden.

„My home is my castle" und: „Mind your own business" sind zwei gute charakteristisch amerikanische Aussprüche.

Mit Pullman geht die öffentliche Meinung ja jetzt auch streng ins Gericht; die Not der außer Stellung befindlichen Arbeiter in Pullman-City soll ja entsetzlich sein, aber er tut nichts für sie. Dafür wollte er aber seiner Tochter den Prinzen von J.-B., mit Anerkennung des Titels für die Nachkommen kaufen.

Dies ist ihm allerdings nicht geglückt, denn die prinzliche Familie war wohl damit einverstanden, die amerikanischen Milliarden zur Neuvergoldung ihres Wappenschildes zu nehmen, den Titel für die Nachkommen anerkennen wollte oder konnte sie aber nicht und so unterblieb dieser Handel.

Eine Newyorker Zeitung schrieb neulich schon: „Wenn nach so und so viel Jahren der Prinz, wie soviele

europäische Aristokraten, die amerikanische Erbinnen heirateten, die Millionen, die Fräulein Pullman mitkriegt, verputzt haben wird, und die Prinzessin dann mit ihren Kindern nach Amerika zu Papas Fleischtöpfen zurückkehrt — wie auch schon dagewesen! — dann kann der alte Pullman seine Enkelkinder wiegen und dazu singen:

„Schlaf, Schlafwagenkindchen, schlaf,
Dein Großvater war ein Schaf!“

Der Großvater war aber kein Schaf.

In der Nähe von Philipps brennen immer noch die Wälder, und wenn das auch viele Meilen von hier entfernt ist, so liegt doch über der Stadt ein dichter Rauchschleier, wie Nebel, der einem in die Augen beißt, so daß man nicht 20 Schritt weit sehen kann.

Ich muß Dir heut wieder eine neue Adresse angeben, liebes Muttchen; ich bin schon wieder umgezogen — „gemuvt“ — wie das auf deutsch-amerikanisch heißt; auch in dieser Wohnung waren schon wieder mal Wanzen, die mich rasend machten, jede Nacht. Also die neue Adresse ist: 300, 6. Str.

Viele Grüße Dir und allen Lieben daheim

von Deinem treuen Sohn.

Milwaukee, den 15. Oktober 94.

Mein liebstes Vaterchen!

Herzlichen Dank für Eure lieben Briefe zu meinem Geburtstage, an dem mir eine unerwartete Freude zuteil wurde, indem Korns sich zu einer Gehaltsaufbesserung aufgeschwungen haben, so daß ich jetzt 6 Dollars die Woche bekomme, — zwar immer noch kein fürstliches Gehalt, aber doch genug, um eine Kleinigkeit zurücklegen zu können, und so wird es ja nun hoffentlich immer weiter aufwärts gehen.

Die Briefe von Euch Lieben allen haben mich riesig interessiert und erfreut; was muß es doch für ein großartiger Moment für die Schwestern und Schwager Anton gewesen sein, als ihnen der Kaiser auf dem Manöverfeld die Hand gedrückt und so freundlich mit ihnen gesprochen hat. Es ist wirklich erstaunlich, daß der Kaiser den alten Regimentskameraden nach so vielen Jahren erkannt und angesprochen hat, dort, wo er seine Anwesenheit doch gar nicht vermutete. Ich habe mich auch riesig darüber gefreut, denn im Herzen bleibe ich doch selbstverständlich immer gut königstreu: „Deutschland, Deutschland über alles!", wenn ich auch in diesen zwei Jahren schon manches Amerikanische mir zu eigen gemacht habe, und viele amerikanische Sitten und Gebräuche anerkennen und bewundern muß.

Das Fest in Marienburg, an dem Du als Gast des Kaisers teilgenommen hast, war gewiß sehr schön; schreib

mir doch noch Näheres darüber, liebster Vater, auch was Du Dich mit Prinz Albrecht unterhalten hast und schicke mir Deine Photographie in der Johanniteruniform, die Du doch natürlich angehabt hast.

Ich schicke Dir heut wieder etliche Zeitungen, ich freue mich ja so, daß Du, liebes Vaterchen, sie mit Interesse liest. Sie enthalten wirklich manch treffendes und verständiges Urteil über deutsche Zustände, weil die hiesige Presse eben unparteiisch alles beurteilen kann und auch ohne Zwang schreiben darf, was sie will, ohne konfisziert zu werden. Auch über hiesige faule Zustände wird von der Presse scharf ins Gericht gegangen, und die angesehendsten Leute werden nicht geschont, wenn sie sich etwas zu schulden kommen lassen. Dabei bleibt aber der Ton der Presse trotz rücksichtsloser Offenheit und ungeschminkter Wahrheit stets anständig.

Hier in Milwaukee ist jetzt gerade großer Skandal. Hiesige Stadt- und county-Väter haben sich bei Vergebung von öffentlichen Bauten an die Kontraktoren von letzteren bestechen lassen, — die Kontraktoren wiederum haben dann durch Verbrauch schlechteren als des vorgeschriebenen Materials die Stadt und Steuerzahler um große Summen beschwindelt, es wird jetzt scharf mit ihnen verfahren werden; ebenso mit den Bankschwindlern, die Depositen annahmen, trotzdem sie wußten, daß ihre Banken insolvent waren. In den letzten Tagen sind mehrere hoch angesehene Leute wegen Betruges in Anklagezustand versetzt worden.

20. Oktober. Heute war hier county-Wahl. Die republikanische Partei hat gesiegt, ich selbst habe mich des

Stimmens enthalten. Schwindel und Betrug wird unter den county-Beamten nach wie vor sein, ob die Republikaner, die Demokraten, oder die Volkspartei die Stadt regieren. Mir persönlich kann es ja ganz egal sein, ob sie, wie im letzten Jahre die Stadt und das county um Tausende betrügen, denn da ich kein property habe, zahle ich auch keine Steuern.

Hätte es sich um Bundeswahlen gehandelt, so hätte ich republikanisch gestimmt, denn die Republikaner sind für Schutzzoll, die Demokraten wollen Freihandel. Haben wir aber letzteren, so werden Industrie und Landwirtschaft durch die fremden Handelsprodukte geschädigt, und es haben darunter auch natürlich die Arbeiter zu leiden, denn alles arbeitet mit weniger Kräften, weil die Nachfrage gering ist.

Die Demokraten haben den Arbeitern, um sie auf ihre Seite zu bekommen, vorgeschwatzt, wenn das Freihandelgesetz durchkäme, würden die Preise für alle Lebensmittel und -produkte billiger werden. Tatsächlich bezieht sich das aber nur auf Champagner, Likör, Schnaps, Seide, Spitzen und dgl., alles Dinge, die der Arbeiter täglich braucht! Und wenn auch wirklich die Preise für Brot, Wolle, Kattun usw. billiger würden, — der Arbeiter würde nichts verdienen, kann sich also weder Billiges noch Teueres kaufen.

Verzeih nur, liebster Vater, daß ich Dich da mit amerikanischen politischen und Parteifragen langweile, die Dich vielleicht gar nicht interessieren, man wird aber so mit hineingezogen in den Kampf, daß man sich durchaus eine Meinung bilden muß, um überhaupt im eigenen Interesse nach bestem Wissen stimmen zu können.

Nun von etwas anderem. Ich schrieb wohl noch nichts von meinem neuen Zimmergenossen, dem früheren Referendar Hinzmann, einem der Freunde aus dem Waldhäuschen, wo ich so gastlich aufgenommen worden war, als es mir schlecht ging, und ich keine Stelle hatte? Ihm ist es aber nun auch sehr schlecht gegangen, indem er durch falsche und betrügerische Ratschläge veranlaßt wurde, sein ganzes Erbteil — 40000 Mark — in schwindelhaften und ganz unsicheren Unternehmen anzulegen und nun alles verloren hat. Da ging es denn dem armen Kerl vor einigen Wochen so schlecht, daß er nicht wußte, wo er die Nacht bleiben sollte, — wir trafen uns zufällig am Abend beim sogenannten „Kleinen Koch", einem gemütlichen Lokal, wo unser „set" abends oft zusammen kommt, und er fragte mich, ob er nicht die Nacht bei mir schlafen könnte. Ich nahm ihn natürlich mit und forderte ihn auf, so lange bei mir zu bleiben, bis er eine Stellung gefunden hätte, denn er konnte doch unmöglich jeden Abend herumlaufen und sich Quartier erbetteln oder bei „Mutter Grün" schlafen. Meine Wirtin war denn auch einverstanden, stellte für ihn noch ein Bett auf (ein Wunder, das sie es hereinbekam!) und er war froh, daß er wenigstens fürs erste wußte, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Jetzt hat er eine Stellung als bookkeeper in der office einer Essigfabrik, wir bezahlen jeder die Hälfte der Miete und vertragen uns ausgezeichnet.

Unsere Wirtsleute, Herr und Frau Ehlicke, ein ehrsames deutsches Schuhmacherpaar, sorgen aufs beste für uns. Das Zimmer, das wir zusammen bewohnen, ist allerdings so klein, „that I have to open the door to change my mind!"

Ich muß bei diesem kleinen Zimmer immer an die köstlich humoristischen Schilderungen von Leberecht Hühnchens Studentenbude denken. Hinzmann und ich dürfen auch nicht zu gleicher Zeit aufstehen; außer unseren beiden Betten stehen nämlich nur noch ein Waschtisch und zwei Stühle im Zimmer, mehr hat nicht Platz; wer also gerade bei der Toilette ist, muß sich mühsam zwischen dem genannten Mobiliar hindurchwinden, und bei einer strammen Kehrtwendung würden Waschtisch und Stühle unfehlbar durcheinander purzeln. Dieses Stübchen hat ein schräges Dach und ein Fensterchen, so niedlich und klein, daß es vollständig ausgefüllt ist, wenn Hinzmann oder ich den Kopf hinausstecken. Schier unerträglich ist der Aufenthalt in diesem engen Raum, wenn der gute Hinzmann wein- oder bierselig nach Haus kommt! Neulich geschah dies mit solchem Skandal, daß Frau Ehlicke voller Entsetzen mitten in der Nacht ihre Lagerstätte verließ und mich in den höchsten Tönen zu Hilfe rief. Nicht etwa, weil mein lieber Schlafgenosse im Suff eine Attacke auf unsere gute Wirtin gewagt hätte, — nein, er saß vollkommen besinnungslos auf der obersten Treppenstufe, das braune Lockenhaupt an die Wand gelehnt. Frau Ehlicke war der festen Überzeugung, er sei tot und jammerte laut. Ich packte ihn einfach unter den Armen, winkte ihr stumm, die langen Beine zu erfassen, und so legten wir ihn auf sein Bett.

Am anderen Tage schlief Karlchen sich aus, und war abends, als ich von der Arbeit nach Hause kam, munter und fidel, und holte nach meiner Ankunft sofort einen pitcher, um den Brand vom Tage vorher mit mir gemein-

sam zu löschen. Dazu gab uns Frau Ehlicke noch jedem ein Schmalzbrot, daß sie uns kolossal billig anrechnet. Jeden Morgen zum Frühstück bekomme ich außer meinem Kaffee Semmel oder Brot mit selbst ausgebratenem Schmalz, von allem soviel wie ich nur mag, und das kostet, sage und schreibe — 5 cents. Durch diese billige Wohnung läßt sich's ja überhaupt nur erklären, daß ich mit meinem geringen Gehalt auskomme. Mittags esse ich in der schon erwähnten Müllerkneipe für 15 cents und abends — free-lunch. Auf diese Weise mache ich es möglich, jede Woche einen Dollar in einem Abzahlungsgeschäft für einen Winterüberzieher zu hinterlegen und so werde ich dies ersehnte Kleidungsstück mir wohl endlich im Januar nächsten Jahres zulegen können.

Nun noch eine Neuigkeit. Marta Meier, die Schwester meines ersten Prinzipals, die ich vor zwei Jahren als Kutscher öfter ausfahren durfte, hat sich mit dem Sohn unseres Stadtoberhauptes verlobt, sehr gute Partie, da kommt Geld zu Geld. Hoffentlich werden sie recht glücklich, sie ist ein nettes, hübsches Mädchen. Freilich erschien mir damals, als ich eben herübergekommen war, manches an ihr fremdartig und lächerlich, was mir jetzt gar nicht mehr auffallen würde. Frau Bach neckt mich und sagt: „Wieder um eine Hoffnung ärmer!"

Ja, ich möchte mir auch wohl, wenn ich erst in der Lage wäre, ein eigenes Heim gründen mit einer lieben deutschen Frau; man lebt verheiratet viel billiger hier als unverheiratet, — und außerdem billiger und gemütlicher als in Europa, weil man ganz nach eigenem Geschmack und

Wunsch lebt, und nicht, wie die „Gesellschaft“ und andere Menschen es wollen!

So z. B. geniert sich hier kein Mann, wenn es im Sommer heiß ist, ohne Rock, in Hemdärmeln zu Tisch zu kommen, — ich bin den ganzen Sommer ohne Rock zum Essen gegangen, — ländlich, sittlich!

An schönen Sommerabenden sitzt und spielt alles vor seinen Häusern hemdärmelig herum, sogar im Millionärsviertel an der Grand Avenue und am Seeufer entlang.

Jetzt will ich aber diesen Brief schließen, denn eben kommt mein Schlafgenosse nach Hause; er neigt sein edles Germanenhaupt, damit er durch die Tür kann — Tür 7 Fuß, Karl $8^1/_2$!

Viele Grüße an alle Lieben von

Euerm treuen Sohn.

Milwaukee, den 10. Dezember 1894.

Könnte ich doch jetzt zu Euch eilen, liebe Elterchen, jetzt, wo das Weihnachtsfest wieder vor der Tür steht, könnte ich sehen, wie Ihr meinen Brief aufmacht, und Euch allen dann in die Arme und ans Herz fliegen — „hier bin ich selbst!" Schon das dritte Weinachtsfest in der Fremde! Mir ist doch manchmal, trotzdem ich nun schon über zwei Jahre hier bin, recht traurig zumute, wenn ich an Euch alle zu Hause denke, — wer weiß, ob wir uns wiedersehen! Dann möchte ich in solchen Augenblicken mein Bündel schnüren und abreisen — nach Hause! nach Hause! Meinen Lebensunterhalt könnte und würde ich mir jetzt überall und durch alles verdienen, aber der Verstand sagt: noch nicht!

Ich wünsche Euch allen ein recht frohes, glückliches Weihnachtsfest und „happy New Jear". Ihr werdet wohl auch an mich denken, wie ich an Euch alle; möchtet Ihr nur alle gesund bleiben, dann sind die Sorgen, die ja auch in Zukunft nicht fehlen werden, leichter zu überwinden, als wenn man auch noch mit Krankheit kämpfen muß! Kampf und Sorge wird uns nicht erspart bleiben, aber wir alle wollen in Liebe und Treue wie bisher zusammenhalten, einer für und in dem andern leben. Ich möchte so schrecklich gern Photographien von Euch allen, Eltern und Geschwistern, haben; bitte, schickt mir doch welche; hat Vaterchen nicht eine

von sich in der Johanniteruniform, in der er zum Kaiserdiner in Marienburg war? Ich bat schon einmal darum.

13. 12. Leider konnte ich meinen Brief nicht zu Ende schreiben, weil Sturtz mich plötzlich besuchen kam. Er wollte sich nach seiner bösen Nierenkrankheit wieder gesund melden, und wir werden nach wie vor treu zusammenhalten. Nun ist's aber die höchste Zeit, daß mein Brief fortgeht, sonst trifft er nicht zu Weihnachten bei Euch ein. Das Geschäft ist jetzt übrigens recht gut gegangen, im nächsten Brief mehr darüber.

Die Pocken haben immer noch mehr zugenommen bei der sorglosen und unfähigen Leitung der Gesundheitskommission, über die hier auch jeder empört ist, ich werde mich auch noch impfen lassen.

Von meinem Schlafgenossen habe ich mich übrigens getrennt; das Zusammenleben in so engem Raum brachte doch manche Unzuträglichkeiten, besonders bei seiner namenlosen Unordnung. Außerdem kam er, seitdem er wieder Geld verdiente, fast jede Nacht angetrunken nach Hause, was für den Stubengenossen auch nicht gerade lieblich war! Kurz — ich „muvte" und wohne jetzt 535, dritte Str. Wir bleiben deshalb doch gute Freunde, denn er ist ein lieber, ehrlicher Mensch, der das letzte Stück Brot mit einem teilen würde.

Ich bin jetzt auch wieder öfter in den befreundeten Familien gewesen, bin auch morgen wieder bei Felds.

Nochmals ein frohes Weihnachtsfest und glückliches Neujahr an alle Lieben. Tausend Grüße von

Eurem treuen Sohn.

Milwaukee, 24. Januar 95.

Mein geliebtes Muttchen!

Endlich kommt nun auch meine Antwort auf Deine Weihnachtsbriefe und mein Dank für die schönen, neuen Hemden; wie lange liegt das Weihnachtsfest nun schon wieder hinter uns, es geht bald auf Ostern los, und rastlos wie die Zeit geht hier in Amerika alles vorwärts. Wie Ihr zu Hause das Fest verlebt habt, werde ich ja auch mal in einem der nächsten Briefe hören. Sicherlich gemütlich und traulich wie immer im lieben Elternhause, bei Gesang, Punsch und Kartoffelsalat.

Ich habe nun übrigens die beiden wollenen Unterhemden, die Du mir in meinem ersten Manöver — 88 — für die Biwaks schicktest und die mir ja lange genug gedient haben, 6 1/2 Jahr, einem armen Zeitungs- und „shine-boy" geschenkt, von dem ich manchmal am Sonntag Morgen ein paper kaufe und mir zur Feier des Tages die Stiefel „shinen" lasse. Ich kenne den Jungen schon lange; er konzentriert sein Geschäft auf eine Ecke hier in der Nähe, jeder paper-boy hat seine Ecke. Da stand er denn immer, wenn ich vorbei kam, drei Käse hoch, die Hände in den Hosentaschen, blau gefrorene Nase, unter einem Arm die Zeitungen, unterm anderen den Wichskasten, und krähte mit seinem heiseren Stimmchen jeden Vorübergehenden an: „paper,

paper' paaaaperrrr! paper, Sir! Chicago-World, Daily-News, Abendpost („Aebendpoost"), Seebote („Seaboat"), Police Gazette usw. und wenn man nicht zeitungsbedürftig ist, gleich auf die Stiefel geguckt: „shine, shine, black your boots, shine 'emp up, Sir, shine 'em up!", so geht's fortwährend, dabei hüpft er vor Kälte von einem Fuß auf den anderen, und wischt sich von Zeit zu Zeit mit dem Ellenbogen die Nase.

Hoffentlich bist Du nun wieder ganz gesund, mein Muttchen, und hast Dich gründlich gekräftigt, so daß Du Deinen schweren Posten als äußerer und innerer Kommandant in Vaters Abwesenheit gut ausfüllen kannst.

Aus meiner Karte, die ich inzwischen schrieb, habt Ihr gesehen, daß ich krank war und da sind dann leider meine gesparten Notgroschen wieder draufgegangen. Am Heiligen Abend war ich ganz allein zu Haus, also im Geist mit Euch allen zusammen. Von den Familien hatte mich keine eingeladen, weil sie alle dachten, wir feierten das Fest im Klub. Der löst sich aber zu meiner großen Freude auf, weil es zu wenig Mitglieder sind, und unter den wenigen auch nicht einmal Sympathie herrscht. Auf Bitten des Redakteurs vom „Herold" war ich beigetreten, weil er selbst ein äußerst netter, feiner Mann ist, so auch noch zwei oder drei andere, alle übrigen aber sind mir nicht sympathisch, und darum bin ich froh, das der Klub in der morgigen Versammlung aufgelöst wird.

Den ersten Feiertag verlebte ich sehr gemütlich bei Bachs, obwohl ich da auch schon Schmerzen im Genick hatte, auf dem Heimweg in der Nachtkälte holte ich mir dann wohl

den Rest. Am zweiten Feiertag mußte ich liegen bleiben, weil ich ein ganz steifes Genick hatte, und lag drei Tage zu Bett. Heißes Öl und wollener Strumpf hatten die Hauptsache geheilt, aber ich durfte 10 Tage nicht ins Geschäft gehen, da es so eisig kalt war, und auf meinem Flur in der Mühle ist's ja auch nicht gerade warm. Jetzt ist aber wieder alles gut, und augenblicklich bin ich auch sehr beschäftigt, — glücklicherweise — sonst hättest Du auch schon eher Nachricht bekommen.

Oft hatte ich mich auch schon spät abends hingesetzt zum Schreiben, aber mir fielen die Augen zu vor Müdigkeit, und manchmal bin ich auch abends, wenn mir auch nicht so zumute war, an den Wochentagen in den bekannten Familien gewesen. Die Leute sind alle so lieb und gut zu mir, sie haben mich gern, und ich fühle mich wohl bei ihnen, da müssen sie auch sehen, daß man gern kommt. Außerdem ist ja auch der Verkehr in feinen Familien immer schon an und für sich ein Nutzen, da es für jeden eine Empfehlung ist, wenn man sagen kann: „Ich verkehre da und da."

Aber nur aus diesem Grunde, liebstes Muttchen, und nicht etwa aus persönlicher Eitelkeit halte ich meine Toilette anständig und in Ordnung, schaffe mir auch mal etwas Notwendiges an, wenn ich kann, denn in all den Kreisen, in denen ich verkehre, wird viel mehr auf das Äußere gegeben wie bei uns. Wer hier in der Kleidung herunterkommt, für den ist es noch tausendmal schwerer, eine Beschäftigung zu finden, wie schon sowieso in diesen schlechten Zeiten.

Mein früherer Schlafgenosse, von dem ich, wie ich schon schrieb, fortzog, hat leider wieder seine Stelle verloren! Der arme Kerl tut mir ja furchtbar leid, aber es ist ihm schwer zu helfen. Sehr gutmütig, ein treuer, guter Kamerad, aber durch das Unglück mutlos geworden, er kann sich nicht mehr zur Arbeit aufraffen, und was das Schlimmste ist: er trinkt!

Deshalb verlor er auch seine letzte gute Stellung als bookkeeper, wo er 12 Dollar die Woche bekam, also 4 mehr als ich. So wie es 6 Uhr schlug, ob auch noch so dringende Arbeit da war, verschwand Hinzmann und ging in die Kneipe, das hat seinen „boss“ geärgert, da gerade vor Weihnachten soviel zutun war, und er entließ ihn. Als bookkeeper darf man auch natürlich nicht mit dem Glockenschlage fortrennen, sondern muß bleiben, bis alles fertig ist.

Was nun mit ihm werden soll, er weiß es selbst nicht. Jeder von uns, die wir ihn kennen, hilft ihm wo und wie er nur kann. Bei einem verheirateten Freunde ißt er immer zu Mittag, ein paarmal habe ich auch schon mit ihm Abendbrot gegessen. Wenn er doch den kleinen Grundbesitz in Racine, zwischen hier und Chicago, verkaufen könnte, der ihm so schwindelhaft angehängt worden ist — 500 Dollars ist er wert, 4000 hat er dafür gegeben!, so könnte er doch vielleicht mit diesem kleinen Rest seines schönen Vermögens noch etwas anfangen. Eins ist dabei zu bewundern: Hinzmann bleibt verhältnismäßig gleichmütig, er wird sich nie totschießen, wenn's ihm noch so schlecht geht, das ist sicher! Als wir vor 1½ Jahren im Walde zusammen hausten, hätte er sich dieses Ende auch nicht träumen lassen. Es

waren so köstliche schöne Herbsttage, auch für mich, besonders da ich damals noch den Wunsch und die Hoffnung hatte, nach Deutschland zurückzukehren und wieder des Königs Rock anzuziehen.

Aber das habe ich ja nun aufgegeben und es heißt immer weiter, die Sehnsucht, das Heimweh nach dem schönen Deutschland bekämpfen, das man doch nie vergißt. Nüchtern und praktisch ist mein Adoptivvaterland; nüchtern, berechnend und praktisch wird man selbst auch; hier in dem Lande, wo es keine „singenden Vögel, keine duftenden Blumen und keine mutigen Pferde“ gibt, was Lenau über Amerika gesagt hat, und was buchstäblich wahr ist. Und doch trotz aller Nüchternheit, die man angenommen, empfindet man tief, wenn man mal von den Geschäfts- und Dollargedanken los ist, was man verloren hat: „Ich hatte einst ein schönes Vaterland!“

Sturtz hat übrigens eine sehr gute neue Stelle bekommen; er ist einer von den Glücklichen, die in die landschaftlich hervorragend schönen Gegenden kommen, wo sonst nur die reichen Leute zum Vergnügen hinreisen, wie nach dem weltberühmten amerikanischen Nationalpark, dem Yellowstonepark, oder nach Texas, Dakota oder den Gebirgen. Sturtz ist Manager in den Silberbergwerken von Christian Wahl (Millionär von hier, den ich auch in Gesellschaften kennen lernte, früher Leimsieder in Frankreich), — in Süddakota geworden mit einem Anfangsgehalt von 150 Dollars monatlich. Mitten in der Wildnis im Urwald haust er allerdings, und seine Frau wird er vorläufig noch nicht hinnehmen können, aber es freut mich doch sehr für ihn, hoffentlich schreibt er mir mal.

Kürzlich war ich wieder mal in einer netten Gesellschaft bei Korns, wo ich nun auch deren reizende, lebhafte, jüngste Schwester kennen lernte, die einzige von der Verwandtschaft, die ich noch nicht kannte, und die netteste und interessanteste von allen. Sie erzählte mir, daß sie sich schon mit 17 Jahren mit ihrem jetzigen Mann heimlich verlobt hätte, und von ihren Eltern, um „zur Vernunft zu kommen", ins hiesige sogenannte Kloster gesteckt worden sei, eine Erziehungsanstalt für wilde junge Damen aus den besseren Ständen. Dort werden sie sehr kurz gehalten, dürfen nicht in die Welt, können sich aber innerhalb ihrer Mauern beschäftigen, wie sie wollen. Dort hat sie dann jeden Abend ihr Bräutigam an der Mauer besucht; wenn er auf der Hand pfiff, dann haben all die Mädels geschrien „Dein Adolf ist da" und dann ist sie vom Boden aufs Dach geklettert und hat ihm an einem Bindfaden ein Briefchen hinuntergeworfen. Sie sagte, in diesem Kloster hätte unter den jungen Mädchen das fidelste Leben geherrscht, den guten Vorsteherinnen aber haben sie wohl das Leben herzlich sauer gemacht. Zweimal hat sie, um ihren Schatz zu sehen, vorgegeben, fürchterliche Zahnschmerzen zu haben, und hat sich deshalb zwei ganz gesunde Zähne ausziehen lassen, nur um herauszukommen.

26. 1. Es ist ½6 Uhr morgens, und ich will schnell, ehe ich ins Geschäft gehe, meinen Brief beenden. Es ist bitter kalt draußen und doch man kann hier nie wissen, wie es in zwei Stunden sein wird. Als ich vor einigen Tagen morgens zur Mühle ging, war es so warm, daß die meisten ihre Paletots aufmachten, ich auch. Gleich darauf fing es an zu regnen, um 10 Uhr trat schon schneidende Kälte und

Hagel ein, um Mittag wurde es finster wie in der Nacht, dann kam Donner und Blitz, dem ein fürchterlicher blizzard folgte, der den ganzen Nachmittag und die Nacht tobte, am anderen Morgen Kälte und Schnee. Dieses unregelmäßige und wechselnde Klima hier in den ganzen nördlichen Mittelstaaten ist so ungesund und gefährlich für den, der nicht daran gewöhnt ist, und den Rheumatismus wird man eigentlich gar nicht los.

In der Nacht als der blizzard wütete, ist hier auf unserem Michigansee ein Schiff, ein großer Dampfer, mit Mann und Maus, 24 Menschen, untergegangen. Alle diese Seen sind sehr gefährlich bei Sturm, so wunderbar schön sie bei gutem Wetter sind, — schön ja auch bei Sturm — vom Ufer aus.

Nun aber Schluß, mein geliebtes Muttchen und innigste Grüße an alle von

Deinem treuen Sohn.

Milwaukee, den 15. Februar 95.

Mein geliebter Vater!

Nun komme ich endlich dazu, Dir auf Deinen Brief zu antworten, Du hast ja aber auch inzwischen durch meine Briefe und Karten an Muttchen und die Geschwister Nachricht von mir gehabt. Du fragst nach dem Geschäft und nach meiner Stellung. Ja freilich, wenn dasselbe einen solchen Aufschwung genommen hätte, wie Korns das anfänglich dachten und hofften, so daß sie etwa 100 Jungens und Mädchen hätten anstellen müssen, dann wäre ja auch meine Stellung als Leiter eines solchen ganzen departments eine viel bessere und höhere. So aber ist es doch eigentlich nur die untergeordnete eines Fabrikarbeiters, denn wenn wir auch schon mal 4 Jungens beschäftigt haben, so mache ich doch jetzt seit Monaten alles allein, bin also manager und Arbeiter in einer Person, tue den ganzen Tag nichts weiter als die Pappkästchen kleben, mit Gries und wheatfood füllen, abwiegen, zumachen und verpacken. Nun habe ich schon unter der Hand von Sprinkler gehört, das Korn ihm gesagt hätte, wenn das Geschäft nicht bald besser gehen sollte, wollten sie mich in ihre office nehmen, falls ich eine solche Stellung ausfüllen könnte. Mir ist von verschiedenen Seiten geraten worden, ein „business-college“ zu besuchen, um mir die Kenntnis der kaufmännischen Buchführung, der

Stenographie und des „typewriting" anzueignen, alles Dinge, die ich zu einer office-Stellung nötig brauchen würde. Das leuchtet mir sehr ein, und ich werde bestimmt diesem Rate folgen.

20. Februar. Heut erst kann ich meinen Brief fertig schreiben, liebes Vaterchen. Ich bin wieder gemuvt, — das geht ja schnell, man packt seinen Koffer und zieht los. Schickt nur meine Postsachen immer direkt an die Mühle, das ist am besten, man weiß ja nie, wie lange man in derselben Wohnung bleibt.

Jetzt wohne ich bei einer netten deutschen Familie, wo ich ein Zimmer gemietet habe, aber auch alle anderen Zimmer mit benutzen darf, auch das Badezimmer. Abends sitzen wir immer zusammen, auch augenblicklich schreibe ich im Wohnzimmer am Familientisch; Frau Netz badet nebenan ihr 2 Monate altes baby, er liest die Zeitung und raucht, und ich rauche auch. Es sind jung verheiratete Leute, echte Deutsche, ich kenne den jungen Netz schon seit 1 $^1/_2$ Jahren, er hat ein gutes Herz, aber keine Manieren; bei uns würde man sagen, er ist ein Rauhbein, aber das ist auch schließlich kein Wunder. Als 14 jähriger Junge kam er schon herüber zu einem Onkel, steht seit seinem 15. Jahr auf eigenen Füßen und ist jetzt Zigarrenreisender.

Mein Freund Hinzmann, mein ehemaliger Schlafgenoß, ist jetzt übrigens auch Zigarrenreisender und soll nicht mehr soviel trinken.

Nun aber lebt alle wohl und seid innigst gegrüßt

von Eurem treuen Sohn.

Milwaukee, 11. 4. 95.

Geliebtes Muttelchen!

Heute ist Dein Geburtstag, und ich habe den ganzen Tag soviel an Dich gedacht und will heute abend noch diesen Brief mit meinen treusten, wenn auch verspäteten Glückwünschen an Dich absenden. Meine Karte hast Du doch hoffentlich rechtzeitig bekommen und daraus gesehen, daß ich Deinen Geburtstag nicht etwa vergessen hatte. Möchtest Du vor allen Dingen gesund bleiben, mein herzliebes Muttchen, noch viele Jahre, das ist mein innigster Wunsch für Dich und uns alle. Ich hätte schon eher geschrieben, aber nach unserer Ausstellung, von der ich flüchtig auf der Karte schrieb, war so sehr viel mit Herüberschaffen und Wegräumen und Verpacken zu tun, daß ich abends immer zu müde war, um einen vernünftigen Brief schreiben zu können.

Am 2. April habe ich nun übrigens in der Handelsschule angefangen, zunächst mit Buchführung. Es ist ja nicht gerade überwältigend schwierig, aber auch nicht ganz einfach für einen, der, wie ich, gar nichts davon versteht. Große Aufmerksamkeit und Genauigkeit ist jedenfalls die Hauptsache, und wenn ich mich erst eingearbeitet habe, wird es mir auch immer leichter werden.

15. April. Heute soll dieser Brief nun aber endlich fertig werden. Du glaubst gar nicht, welche Schwierigkeiten

es oft für mich hat, ordentlich in Ruhe zu schreiben. Ich würde so sehr gern öfter an Euch, liebe Eltern, und an alle Geschwister schreiben, wenn ich nur immer rechte Muße dazu hätte, oder mich recht frisch und munter fühlte, was abends nach der Arbeit meist nicht mehr der Fall ist.

Und dann diese Aufregung und der Jammer hier im Hause in den letzten Wochen wegen der Verhaftung meines Wirtes, des jungen Retz. Ich schrieb Dir schon von dem jungen Ehepaar; leider hat er nicht der Versuchung widerstehen können, große Summen, die ihm als Reisender für ein hiesiges Zigarrengeschäft durch die Hände gingen, zu veruntreuen, weil er den Hang hatte, mit hiesigen reichen Leuten „mitmachen" zu wollen. Er glaubte dadurch Zutritt zu den guten Familien zu bekommen, die ihm nie zugänglich gewesen wären, jetzt aber erst recht nicht durch sein Protzen mit fremden Geldern. Denn daß er von seinem Gehalt nicht derartig leben konnte, das wußte jeder, der mit ihm verkehrte. Ich ahnte nichts davon, da ich ihn ja höchstens abends einige Stunden zu Gesicht bekam, wenn er dann zu Hause war. Er war mir unsympathisch, eingebildet und rauhbeinig, aber daß er unterschlagen würde, hätte ich doch nicht gedacht. Nun ist er zu einem Jahr Korrektionshaus verurteilt und der Jammer ist groß.

Also wie gesagt, ich kam nicht zum Schreiben, denn all diese Unruhe, mein Umzug wieder in eine neue Wohnung, und dann ganz besonders die Lebensmittelausstellung vom 18. März bis 1. April, hielten mich davon zurück. Diese Ausstellung war von einem Chicagoer, einem Herrn Mc. Intyre, einem Stock-Yankee, ins Leben gerufen. Er bereist

jedes Jahr die großen Städte, unterhandelt mit den reichen Geschäftsleuten, und bringt schließlich eine Ausstellung zustande, wobei er selbst dann gewöhnlich seinen Schnitt macht, — diesmal hier in Milwaukee allerdings nicht. Er hatte die große Armory — Waffenhalle und Exerzierhaus einiger Milizregimeter — für die zwei Wochen gemietet und mußte 1000 Dollars dafür zahlen. In dieser Halle bekommt nun jedes Geschäft, das ausstellen will, seinen Platz angewiesen, d. h., sie einigen sich über die Plätze mit dem Unternehmer, und haben dann, je nach Lage und Größe ihrer Plätze eine entsprechende Miete an diesen zu zahlen. Unser Platz kostete 150 Dollars, also 600 Mark.

Jeder baut sich nun auf seinem Platz nach eigener Phantasie mit mehr oder weniger Geschmack seine Bude oder seinen „stand", und arrangiert die Ausstellungsgegenstände ebenfalls bunt und hübsch, wie es ihm Spaß macht. Wir hatten unseren hübschen großen Platz gleich am Eingang mit einem bunten Zelt überdacht und an den Seiten Blumenguirlanden herumgehängt. Unter dem Zelt standen die Ausstellungstische und da hatten wir an den Ecken Türme von wheatfood- und Farinapaketchen (alles mein eigenstes Fabrikat!) aufgebaut, und außerdem war hinter jedem Tisch eine „lady" an einem Gasofen beschäftigt, die köstlichsten Genüsse für das Publikum zu bereiten. An der einen Seite wurde der so beliebte Frühstücksbrei gekocht, während an der anderen Seite eine dicke Köchin kleine Brötchen aus unserem feinsten Mehl backte, feines Gebäck, so wie es Muttchen manchmal Sonntags zum Kaffee backen läßt. Der

Amerikaner ißt diese Brötchen so heiß, wie sie aus dem Ofen kommen, und trinkt dazu oft eiskaltes Wasser mit Eisstückchen drin, — und wundert sich noch, wenn er an Dyspepsie und Indigestionen leidet.

Alle diese Genüsse wurden frei serviert, und an den beiden ersten Abenden, wo besonders viel kleine Leute mit geschenkten Billets in der Ausstellung waren, da waren unsere Tische immer umlagert. Später ließ es nach und das lag besonders an der einen bedienenden lady, die zu fein war, ihre weißen Hände durch die Arbeit zu ruinieren, zu faul, um das Geschirr abzuwaschen. Natürlich sollte sie das herantretende Publikum auffordern, die „breakfast-porridge" zu kosten, das war ja doch der Zweck der Kocherei, aber sie tat nicht das Maul auf, stand da wie ein Ölgötz, lächelte lieblich und zeigte ihre weißen Hände und Zähne. Ich hätte oft aus der Haut fahren mögen vor Ärger über sie; ich war dazu ausersehen, von 4—6 und 8—10 dort die Honneurs unserer Ausstellung zu machen, und das war ja auch ganz ulkig, namentlich die ersten Tage; zu tun hatte ich ja eigentlich nichts, nur den Damen Bescheid zu sagen, wenn sie etwas wissen wollten, und meinem Kunden über dies und jenes Auskunft zu geben. Ich erschien hierzu im schwarzen Gesellschaftsanzug, und konnte natürlich in der ganzen Ausstellung umherwandern, denn bei uns war ich ja nicht fortwährend nötig; beim Kochen oder Geschirrspülen brauchte ich nicht zu helfen. Da gab es manchen Spaß! Die anderen Geschäfte verabreichten ihre Essabilien ebenfalls frei ans Publikum; so schänkten besonders die Kolonialwarengeschäfte Kaffee, Tee und Schokolade, aus großen Maschinen

beständig frisch gebraut, dazu auch frisches Gebäck, natürlich auch Zucker und Sahne, und alles sauber und nett serviert und mit anmutigen Reden der schönen Hebe gewürzt. Auch an eingemachten Früchten, Bonbons und Limonaden konnte man sich gratis gütlich tun.

Wir Angestellten aus den verschiedenen Geschäften lernten uns natürlich sehr schnell kennen. Während der ganzen Ausstellung war fortwährend Konzert, und eines Abends kam nach dem Schluß um 10 Uhr eine Deputation der Ausstellungsdamen und bat mich, ihnen ein Stündchen zum Tanze zu spielen. Ich hatte ihnen schon öfter Klavier vorgespielt, wenn die Musik noch nicht da war und auch noch kein Publikum, gewöhnlich in den ersten Nachmittagsstunden. So mochte ich nun auch nicht ‚nein‘ sagen, und wir zogen alle, junge und alte ladys, auch unsere dicke Cook und alle fellows hinauf in einen anderen Saal der Waffenhalle und sie tanzten und waren kreuzfidel. Nachher fand sich noch ein anderer, der Klavier spielte, und nun konnte ich auch tanzen.

Jetzt ist die Ausstellung aus und alles hat ein Ende, zum Herbst engagieren wir uns aber nicht wieder solch ein Püppchen aus Chicago, das Herr Mc. Intyre zu seinem eigenen Vergnügen mit herbringt und von Korn bezahlen läßt. Wir kamen erst nach einigen Tagen dahinter, als er das Frauenzimmerchen jeden Abend abholte und mit in sein Hotel nahm, und sie sagte, er wäre so eine Art Vater von ihr. Ich antwortete, „jawohl, solche Sorte von Vätern kennt man!“ — Well, das ist ja seine Sache, aber er brauchte sie uns nicht zu empfehlen und uns mit ihr das

Geschäft zu verderben, sondern konnte sie auch selbst bezahlen, wenn er ihre Gesellschaft auf diese 14 Tage nicht entbehren wollte.

An Bismarcks Geburtstag waren wir hier auch versammelt, ein Kreis von etwa 25 Deutschen, die sich alle kannten, Journalisten, Künstler, Geschäftsleute und Offiziere und feierten bei einem Faß Bockbier und ließen den Fürsten und Deutschland leben.

Nun aber endlich Schluß, geliebtes Muttchen, und tausend Grüße

von Deinem treuen Sohn.

Milwaukee, 25. Mai 95.

Meine Herzensmutter!

Deinen Brief und die erbetene Photographie von Vater habe ich bekommen und danke vielmals dafür. Leider war aber das Bild mitten durchgebrochen und ich bin sehr betrübt darüber! Solltet Ihr noch eins für mich übrig haben, so ist's doch besser, es zwischen zwei dünne Holzbrettchen zu legen.

Daß unser armer, lieber Hansel so krank gewesen ist, tut mir ja schrecklich leid; hoffentlich erholt er sich jetzt auf dem Lande völlig, und wird bald wieder ganz frisch und gesund. Grüße den lieben Jungen ganz besonders von mir, und schreib mir doch wenigstens ab und zu eine Karte, wie es ihm geht.

Denke mal, neulich habe ich auch die gute, alte Mutter Meier wiedergesehen, die mich damals während meiner Kutscherlaufbahn bei ihren Söhnen so gut versorgte und pflegte. Als ich abends vom Geschäft nach Hause ging, stand die alte Frau vor der Tür und begoß ihre Blumen im Garten. Ich sagte im Vorbeigehen „Guten Abend, Frau Meier", sie drehte sich um und erkannte mich auch gleich, obgleich sie mich doch mehrere Jahre nicht gesehen hatte, und Du glaubst gar nicht, wie erfreut das gute alte Frauchen war, mich wiederzusehen! Ich mußte gleich mit hineinkommen und eine Flasche Bier trinken und ihr er-

zählen, wie es mir die ganze Zeit über gegangen wäre, und als ich schließlich fortging, forderte sie mich auf, doch ja wiederzukommen.

Seitdem war ich denn auch schon wieder einmal da und traf auch Martha, die glückliche Braut.

„Sehen Sie, Sie sind zu spät gekommen," sagte sie. „Jawohl", antwortete ich, „mein Herz ist auch fast darüber gebrochen!" Darauf allgemeine Heiterkeit. Im nächsten Monat heiratet sie und dann macht das junge Paar eine Hochzeitsreise nach Kalifornien. Ich werde ihr einen schönen Strauß zur Hochzeit schicken.

Noch eine andere Überraschung erlebte ich vor etwa 14 Tagen: Ich traf hier einen alten Kameraden aus dem Kadettenkorps, Heinrich v. P., er wurde immer der „lange Heinrich" genannt. Er hat schon ein bewegtes, abenteuerliches Leben hinter sich, ging mit Erlaubnis seiner Eltern, nachdem er das Korps auf Untertertia verlassen hatte, als Schiffsjunge auf einem deutschen Dampfer nach Veracruz, Mexiko. Dort kratzte er von seinem Schiff aus und hat alle möglichen Abenteuer erlebt, unter anderem mit einem Bayern zusammen in einem großen kupfernen Kessel Bier gebraut. Er sagt selbst, es wäre ein Gesöff gewesen, daß man nicht gewußt hätte, ob man fluchen oder weinen sollte, wenn man es trank! Sie haben es aber trotzdem auf Flaschen gefüllt und verkauft, und zwar an Europäer für 5 Cents pro Flasche, an Mexikaner aber für 10 Cents — als importiertes! Nachdem er sich so einige Monate in Mexiko herumgetrieben hatte, ist er wieder als Schiffsjunge nach Hamburg zurückgekehrt. Er hielt es aber nicht lange

aus im lieben Vaterland, ließ sich auf einen kanadischen Segler anmustern und ging nach Newyork. Nachdem er dort einige Zeit vergeblich nach Beschäftigung gesucht — zur See wollte er nicht wieder — aber keine gefunden hatte, trat er in die U. S. army ein und wurde Kavallerist beim 4. Kavallerieregiment. Dort hat er 3 Jahre und 3 Monate gedient, auch Dezember 90—Februar 91 einen Feldzug gegen aufsässige Indianer mitgemacht, in dem er es bis zum Korporal brachte. Aus der Armee ausgetreten, wurde er während der Weltausstellung Polizist in der „Columbian guard“ und sparte sich in diesen sieben Monaten bei dem ausgezeichneten Gehalt 150 Dollars. Dann kam er nach Milwaukee, verheiratete sich und ging — aber allein — nach Oklahoma, wo von der Regierung ein Landstreifen, der „Cheroquee-Strip“ zur Ansiedelung eröffnet wurde.

Diese zur Ansiedelung frei gegebenen Landstriche werden vorher in Grundstücke abgeteilt, und jeder, der sich dort niederlassen will, bekommt ein solches Grundstück geschenkt, muß aber mindestens ein Jahr nach der Besitzergreifung auch wirklich dort hinziehen, sich ansiedeln und den Boden kulturfähig machen und anbauen. Wochenlang vorher versammeln sich nun schon die Ansiedelungslustigen vor der Eröffnungslinie, schlagen Zelte und Hütten auf und warten auf den Eröffnungstag. An diesem Tage ist ein Kanonenschuß das Zeichen: „Die Linie ist frei, jetzt könnt Ihr anrücken.“ Dann jagt alles wie verrückt, zu Wagen, zu Pferd, zu Fuß, schiebend, stürzend, drängend, in den strip, und dort angekommen, stößt jeder auf dem Grundstück, wo er sich gerade befindet, eine kleine Fahne in den Boden, — das heißt: „Dies Land gehört mir!“

Wenn nun zwei oder mehrere auf einem Stück zusammenkommen, dann gibt's oft eine derbe Prügelei, auch Messerstecherei und der Schwächere muß weichen.

Da war der lange Heinrich nun also auch hingegangen, hatte sich glücklich sein Stück Land erobert, ließ sich den Besitztitel darüber ausschreiben, und ritt und reiste nach Milwaukee zurück, wo er ohne einen Cent ankam, denn all sein Geld war durch die Reise und das lange Warten dort drauf gegangen.

Er bekam dann hier eine Stelle als Frachtkutscher an einer Eisengießerei. Das Gehalt war so gering, daß er nach einem Jahr nicht so viel gespart hatte, um mit seiner Frau nach Oklahoma reisen zu können und das Land zu übernehmen, und so verfiel sein Anspruch auf dasselbe. Als ich ihn traf, war er $1^1/_2$ Jahr bei diesem Frachtfuhrherrn angestellt, da ihm dieser aber der schlechten Zeiten wegen einen Dollar weniger pro Woche geben wollte, so streikte er, und wir bemühen uns jetzt beide, etwas für ihn zu finden.

Seine Frau ist eine Deutsche, ein gutes, arbeitsames Weib, das ist ja eine große Hauptsache für ihn, aber ganz ungebildet und häßlich! Brrr! Dann lieber gar keine Frau!

Nun lebt alle wohl, Ihr Lieben, und seid gegrüßt von

Eurem treuen Sohn und Bruder.

Milwaukee, 13. August 95.

Geliebtes Muttchen!

Es tut mir ja zu leid, daß Ihr so lange vergeblich auf einen Brief gewartet habt, aber ich bin ganz sicher, daß dann meine beiden letzten vom Juni und Juli verloren gegangen sind. Ich hatte auch die letzten Wochen sehr wenig Zeit zum Schreiben, weil wir erstens im Geschäft sehr viel mehr zu tun haben, und ich mir außerdem einen kleinen Nebenverdienst leistete. Ich hatte übernommen, für einen reichen Geschäftsmann abends sein Pferd zu putzen und zu füttern, Geschirr und Stall rein zu machen und den buggy zu waschen, und verdiente mir 1 Dollar 45 Cents die Woche damit. Nun verlangte der Kerl aber auch noch, daß ich für dasselbe Geld abends um 10 oder 11 immer dort sein sollte, wenn er nach Haus käme, um auszuspannen — da streikte ich denn! Man büßt dabei mehr an Gesundheit und Freiheit ein, als das bischen Lohn wert ist.

15. August. Vor einigen Tagen bekam ich einen Brief von Vetter Max, dem es sehr gut geht. Er hat ein Jahr lang in Baltimore an der „Berlitz-school of Languages" deutschen Unterricht gegeben, für 12 Dollars Gehalt die Woche. Jetzt ist er seit 2 Monaten in Harrisburg, Pa., wo er versucht, auf eigene Rechnung nach der Berlitzmethode deutschen Unterricht zu geben und hofft, daß ihm dies glücken

wird, wenn er auch vorläufig nur wenige Schüler hat. Gelingt es ihm nicht, so geht er zum Winter wieder nach Baltimore zurück und unterrichtet ein zweites Jahr an der Schule, für 14 Dollars die Woche.

Ich freue mich recht über seine Erfolge — ohne Neid — dem einen glückt's eben früher, dem anderen später, er ist halb so lange in Amerika wie ich.

Am 1. September werde ich auch den Kursus an der Handelsschule mit gutem Erfolg absolviert haben, ganz besonders, was die Buchführung anbetrifft, und das ist ja für mich die Hauptsache, denn für Stenographie und Schreibmaschine werden ja doch meist Damen angestellt, weil die viel billiger arbeiten. Ob ich nun aber das Glück habe, durch meine Kenntnisse der Buchführung bei uns in die office zu kommen, ist noch sehr zweifelhaft, — da heißt es eben abwarten und die Augen offen halten, es werden auch für mich noch bessere Zeiten kommen.

Unsere gute Stadt bereitet sich mit aller Macht auf ihr 50jähriges Jubiläum vor, das mit riesigem Pomp am 17. und 18. Oktober gefeiert werden soll. Die ganze Stadt wird mit Blumen und Ehrenpforten geschmückt werden, Militär- und Zivilparade am Seeufer, Regatta auf dem See, Konzert und Freibier in allen Parks und Vergnügungsorten, an beiden Abenden riesiges Feuerwerk auf der Seeufer-Terrasse; kurz — die ganze Stadt nicht nur, sondern der ganze Staat — wird vermutlich hier in Milwaukee auf den Beinen sein. Der Präsident und die Mayors sämtlicher Städte Wisconsins sind zu der Feier eingeladen. Alle Geschäfte werden natürlich

geschlossen, und man wird also für zwei Tage nichts bezahlt kriegen.

Schreib' mir doch nur recht bald, geliebtes Muttchen, ich warte mit Sehnsucht auf Nachricht über Hansels Befinden.

Viele Grüße Euch allen

von Deinem treuen Sohn.

Milwaukee, den 12. September 95.

Geliebte Eltern.

Vielen Dank für den letzten lieben Brief, der mir ja Gott sei Dank bessere Nachrichten über Hansels Befinden bringt, und nun hoffe ich nur von Herzen, daß seine Genesung immer weiter gute Fortschritte macht und er bald wieder ganz gesund wird. In solchen Tagen des Kummers und der Sorge merkt man erst so recht, wie lieb man sich hat und wie fest und treu wir alle, Eltern und Kinder und Geschwister, miteinander verbunden sind. Noch kurz zu Deinen Fragen, betreffend des Geschäftes, lieber Vater. Daß ich hier nicht schnell genug vorwärts komme, ist ja ersichtlich, es heißt immer, mit der Vergrößung des departments würde auch meine Stellung immer besser und einträglicher werden, aber wann? Ich bin jetzt 26 und habe nicht Zeit noch Lust, etwa 6 bis 8 Jahre zu warten, bis es mal so weit wäre; außerdem lerne ich auch hier in meiner jetzigen Stellung nichts, was für meine Zukunft Wert und Nutzen hätte, — also will ich auf alle Fälle fort. Nicht heut oder morgen, ich werde nichts übereilen, vielleicht noch den Winter über hier in der Mühle bleiben, aber jedenfalls die Augen offen halten, wo ich nur irgend eine Chance für meine Zukunft sehe.

Ich schreibe in der Mühle, 12 Uhr nachts; schon das zweitemal in dieser Woche, daß ich durcharbeiten muß, es ist sehr viel zu tun — bringt natürlich auch extra Einnahme. Nehmt heute mit diesen wenigen Zeilen vorlieb.

Lebt alle wohl, tausend Grüße

von Eurem treuen Sohn.

Milwaukee, 24. Oktober 1895.

Mein geliebtes Muttchen!

Nun ist doch das Unerwartete eingetroffen, unser herzlieber Hansel ist doch dahingerafft worden, nachdem wir wieder neue Hoffnung gefaßt hatten. Als wir vor 3 Jahren in Berlin Abschied voneinander nahmen, hat keiner von uns gedacht, daß es der letzte sein würde! Ach, ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie schwer mich diese Nachricht betroffen hat, hier, so fern von Euch allen, so allein mit meinem Kummer und meiner Sehnsucht. Wer weiß, wie lange ich noch lebe, ob ich Euch überhaupt noch einmal im Leben wiedersehe. Gerade in dieser traurigen Zeit sehne ich mich so sehr nach Euch allen!

Und dabei konnte ich nicht zum Schreiben kommen, obwohl ich's längst vor hatte, aber es ist seit 6 Wochen ganz enorm viel zu tun. Ich habe 17 Jungens, die alle Arbeit besorgen, habe selbst aber dabei doch noch viel mehr zu tun als früher.

Am 16. und 17. Oktober waren hier große Festtage, Milwaukee feierte sein 50jähriges Jubiläum. Ja, noch vor 50 Jahren haben an der Stelle, wo heut mächtige Paläste, Museen, Theater und Parkanlagen sind, wo elektrische Bahnen durch die Straßen jagen und die Wellen des Michigans mächtige Schiffe in unseren Hafen tragen, — die Indianer

ihre Zelte bewohnt, und im Urwald Hirsche geschossen mit der Armbrust. Milwaukee ist ein beredtes Zeugnis für amerikanischen Unternehmungsgeist und Fleiß. Ich war natürlich nicht in der Stimmung, mir den Festjubel mit anzusehen und anzuhören. Ich schicke die Festausgabe einer hiesigen Zeitung mit und schließe für heut mit den innigsten Grüßen an Euch alle.

Dein treuer Sohn.

Beifolgend schicke ich Dir ein Sonett, das ich neulich in Erinnerung an unsern lieben Hans gedichtet habe.

### Sonett
### Auf den Tod meines Bruders.

„Selig die Toten, die im Herren sterben",
So hat Dein heilig Wort, o Gott, gelehret.
Du Himmelslicht, das unserer Träne wehret:
„Das ew'ge Leben werden sie ererben".

Bricht auch der schwache Leib wie Glas in Scherben,
Der Toten Werke werden nicht zerstöret,
Sie sollen einst, wenn unser Fleh'n erhöret,
Bei Gott um Gnade für den Sünder werben.

Sein Herz war rein, drum wird sein Auge sehen
Des großen Gottes Macht und Herrlichkeit,
Wenn einst die Toten werden auferstehen!

Vom Schlamm und Schmutz der Welt noch unberühret
Zum ewigen Geheimnis der Unsterblichkeit
Hat ihn der Todesengel sanft dahingeführet!

Milwaukee, den 6. November 1895.

Meinen Brief vom 24. Oktober wirst Du bekommen haben, liebstes Muttchen und ich schreibe heut schon wieder, um Euch allen viele Grüße zu schicken. Hier wird's noch einmal Frühling! Es ist so herrliches Wetter, daß ich hier in meinem shop in der Mühle alle Fenster weit aufgesperrt habe, aber es wird wohl nicht lange dauern, dann kommt wieder ganz plötzlich und unvermittelt strenge Kälte, Eis und Schnee — wie immer hier!

Ich hoffe, recht bald eine günstigere Stellung zu finden, stehe schon deswegen in Unterhandlung mit angesehenen Personen, will aber noch nicht näher darauf eingehen, ehe die Sache nicht perfekt ist. Es ist ja doch mein großer Wunsch, mein Ziel, so viel zu verdienen, daß ich auch etwas zurücklegen, ja, daß ich bald einmal an eine Besuchsreise denken kann. „To make money“ ist ja hier überhaupt die Losung, hier mehr als wo anders! Hier in Amerika ist eigentlich jeder, mag er sein oder tun, was er will: Geschäftsmann. Er handelt entweder mit Waren, mit Land, Aktienunternehmungen, Bauten — oder mit seinen Kenntnissen als Advokat, Arzt usw. Ein Geschäft hat jeder und Geschäftsmann ist jeder: vom dreckigen Italiener, der an den Straßenecken Bananen verkauft, und vom kleinen Zeitungs- und Wichsjungen an — bis zum Großkapitalisten.

Nun kommt Weihnachten wieder heran, schon mein viertes Weihnachtsfest in Amerika. Es wird ein wehmütiges Fest zu Hause sein, ohne unseren lieben Hansel!

Viele Grüße

von Eurem treuen Sohn.

Milwaukee, 12. Dezember 1895.

Geliebte Eltern!

Heut will ich Euch nun mal von der Sache erzählen, die mich inzwischen sehr beschäftigt hat und derentwegen ich auch kürzlich in Chicago war. Durch Vetter Max' Erfolge mit der Berlitz school wurde ich auf den Gedanken gebracht, etwas Ähnliches anzufangen. Ich bat ihn, mich seinem früheren Chef in Chicago zu empfehlen, und begab mich dorthin, um zu hören, ob ich irgendwelche Chancen hätte, als deutscher Lehrer an der Berlitz school angestellt zu werden. Hiermit war es nun zwar nichts, dagegen erfuhr ich, daß der französische Lehrer der Schule die Absicht habe, hier in Milwaukee eine neue Berlitz school zu gründen, und dafür dann auch sicher einen deutschen Professor brauchen würde. Aber dies Unternehmen steht doch vor der Hand auf sehr schwachen Füßen, wie mir bei den näheren Unterhandlungen mit monsieur Dubois, der mich hier aufsuchte, klar wurde. Wir sollen erst jeder Privatunterricht geben, — er französisch, ich deutsch, — und wenn wir dann genug Schüler hätten, zusammen eine reguläre Berlitz school auf eigene Rechnung eröffnen. Darauf kann ich mich aber natürlich gar nicht einlassen, kann mein sicheres Einkommen nicht aufgeben, um mich an dieser Sache zu beteiligen, die ja in der Zukunft ganz gute Chancen bieten mag, augenblicklich aber doch zu

unsicher ist! Vielleicht glückt es mir später noch einmal mit solchem Unternehmen.

Heut will ich Euch nun auch gleich meine innigsten Wünsche zum Weihnachtsfest und zum neuen Jahr aussprechen; möchte dasselbe uns doch ein Wiedersehen bescheren, vielleicht kann ich eine Besuchsreise ermöglichen, — oder sollten meine Wünsche sich verwirklichen können, daß ich eine Anstellung bei der Polizei in Berlin bekäme? Das wäre freilich das Schönste und Beste, was es für mich geben könnte! Eine geachtete, anständige Stellung in Berlin, in welcher ich standesgemäß leben und eine Frau ernähren könnte, das wäre das Ziel meiner Wünsche, denn ich habe das Junggesellenleben herzlich satt! Hier aber wäre ja gar nicht abzusehen, wann ich je dazu käme, diese Wünsche zu realisieren. Nun, das sind eben Träume, Luftschlösser, mit denen ich vorläufig nichts anfangen kann, und da habe ich mich denn lieber entschlossen, den Bitten meiner drei Freunde Joseph und Karl Müller und Franz Ulonska nachzugeben und mit ihnen zusammenzuziehen, als vierter in diesem Junggesellenquartett. Alle drei sind echte Kölner „Jungs", immer fidel und voller Schnurren. Da sie schon in Deutschland kaufmännisch tätig gewesen sind, so ist es ihnen hier nicht schwer gefallen, gleich in nette Stellungen zu kommen. Joseph ist im Bureau des „Milwaukee Herold" als Buchführer angestellt, Karl in einem Messer- und Stahlwarengeschäft und Ulonska, genannt „Abba", bei einer Bank.

16. Dezember. Der Brief blieb leider liegen, mein Muttchen, weil mein Umzug nämlich inzwischen schon statt-

gefunden hat, und es in diesen Tagen natürlich viel zu tun gab, bis wir uns alles behaglich eingerichtet hatten. Wir vier Freunde teilen uns in zwei Schlafzimmer und haben ein gemeinsames hübsches Wohnzimmer mit Klavier. Jeder hat seinen eigenen Schreibtisch, den er sich mit Büchern und Bildern so hübsch wie möglich zurecht macht, und wir haben unsere Freude an unserem behaglichen Heim.

Unsere Hausfrau, Fräulein Fanny Müller — keine Verwandte der Kölner — kenne ich ja nun auch schon ein Jahr, schätze ihre vortrefflichen Eigenschaften und weiß, wie es da im Hause zugeht. Deshalb habe ich mich auch dazu entschlossen, wenn es auch teurer wird als meine bisherige Wohnung, aber ich habe ein Heim, lebe mit feinen, gebildeten Menschen zusammen, und, was doch auch ein wichtiger Punkt ist, werde im Hause gepflegt, wenn ich mal krank werden sollte. Das Müllersche Haus liegt in der besten Gegend der oberen Westseite, ganz in der Nähe der Häuser meiner befreundeten Familien, wo ich viel verkehre, das ist doch auch sehr angenehm.

Da hausen wir vier Freunde nun also zusammen, haben unser Frühstück und Abendbrot im Hause, treffen uns mittags zum Essen in der Stadt und freuen uns abends, wenn wir vom Geschäft kommen, des gemütlichen Heims. Da kommt die Fanny auch oft zu uns herauf, wir plaudern oder ich spiele ihnen Klavier vor.

Hier werde ich nun auch das Weihnachtsfest verleben, das erstemal, daß mir einer im Ausland einen Weihnachtsbaum anstecken wird, und mit um so größerer Sehnsucht werde ich bei seinem Anblick an Euch Lieben alle denken

müssen. Wie traurig wird doch das Fest für Euch sein ohne unseren Hansel!

Nun nochmals tausend Grüße und Wünsche zum Weihnachtsfeste und neuen Jahre

von Eurem treuen Sohn.

Milwaukee, 8. Januar 1896.

Meine geliebten Eltern.

Nun stehen wir schon wieder im neuen Jahre, aller Festtrubel ist daheim bei Euch und auch bei uns hier verrauscht und alles Geschäft, alle Arbeit geht den gewohnten Gang. Für alle lieben Briefe und Weihnachtsgaben sage ich Euch nun auch noch meinen innigen Dank. Hanchens Bild habe ich über meinen Schreibtisch gehängt und mit grünen Ranken umzogen. Sylvester und Neujahr war ich mit meinen Gedanken soviel bei Euch und dachte mir, daß der Anbruch des neuen Jahres wohl recht wehmütig begrüßt worden ist im lieben Elternhause. Ja, was wird das neue Jahr uns bringen? Wenn es sich doch nur machen ließe, daß es mir die ersehnte Anstellung bei der Polizei in Berlin brächte. Wie wollte ich froh sein, es wäre zu schön, in mehr als einer Beziehung!

Hier ist jetzt absolut nichts zu tun in der Mühle, die Jungens sind alle entlassen, und ich fülle meine Tage mit Briefe schreiben aus und mit Pläne schmieden für meine Zukunft. Das eine steht fest: So geht es nicht weiter! Ich will nicht den Tag über herumstehen und dafür bezahlt werden; wenn ich eine Stellung einnehme, will ich auch was zu tun haben, sonst kann ich ja nach Hause gehen und mich ins Bett legen. Außerdem lerne ich ja hier absolut nichts

und es ist auch für meine Zukunft hier bei Korns nichts zu hoffen. Sie scheinen es durchaus nicht zu verstehen, daß ich mich als gebildeter Mensch in solch einer untergeordneten Stellung auf die Dauer nicht wohl fühlen kann. So bemühe ich mich denn jetzt unausgesetzt, irgendeine andere Stellung zu finden, und es wird mir ja auch glücken. Schnell wird's nicht werden und leicht wird's auch nicht sein, etwas Besseres zu finden, aber Geduld: per aspera ad astra!

In der Weihnachtsnummer des Herold, die ich heut mitschicke, sind die Wandgemälde aus dem Borchertschen Speisesaal abgebildet; sie sind wunderschön, von einem der ersten Künstler Milwaukees gemalt. Die Borchertschen Kinder hatten sie sich als Weihnachtsgeschenk von ihrem Vater gewünscht, — ja, und ein Pa, der mindestens 400000 Mark jährliche Einkünfte hat, kann sich schon gestatten, seinen Kindern solchen Wunsch zu erfüllen!

Ich bin jetzt übrigens auch öfter mit dem Franzosen zusammen, der hier mit mir die Berlitz-school eröffnen wollte, d. h. wenn eben Nachfrage nach deutschem Unterricht wäre. Das ist aber vorläufig nicht der Fall, wogegen er selbst mit seinem französischen Unterricht schon recht gute Erfolge aufzuweisen hat; er hat jetzt schon 30 Schüler, aber „nix Deutsch"!

Nun Schluß und tausend Grüße von

Eurem treuen Sohn.

Milwaukee, 20. März 96.

Geliebte Eltern.

Heut zur Nachricht, daß wir nun doch einen Schritt weiter gekommen sind in der Schulangelegenheit: Zum 1. September bin ich als deutscher Lehrer an der hier neu zu gründenden Berlitz-school angestellt, worüber ich sehr froh bin. Lieber hätte ich's ja noch gesehen, wenn die Gründung der Schule schon zum 1. Juli erfolgte, da ich hier in der Mühle absolut nichts mehr zu tun habe; aber bei meinem Besuch in Chicago sagte mir der dortige Schuldirektor, Professor Hubert, daß er seinen deutschen Lehrer bis zum Herbst beurlaubt habe, da die meisten Schüler während der heißen Monate aus den engen Stadtmauern hinaus an die See oder aufs Land fliehen. Er riet mir, hier deutsche Privatstunden zu geben, nicht um des Gelderwerbes willen, sondern, um mich im Unterrichten zu üben. Drei Stunden dauerte mein Besuch, denn der liebenswürdige Herr erklärte mir gleich die wichtigsten Grundzüge der Unterrichtsmethode, und ich habe denn hier sofort eine Annonce erlassen, daß ich bereit sei, freien deutschen Unterricht nach der Berlitz-Methode zu erteilen und auch schon drei Anfragen darauf bekommen. Ein Advokat schreibt sogar, er wolle mir „a reasonable amount" dafür zahlen. Nun wollen wir hoffen, daß wir mit dem neuen Unternehmen Glück haben und ich endlich mal vorwärts komme!

Wir haben hier kürzlich ein ganz hübsches Fest gehabt, einen Bazar, der zum Besten eines Kriegerdenkmals veranstaltet wurde, für die im Bürgerkrieg gefallenen Söhne von Milwaukee. In einer riesigen Halle hatten alle Nationen ihren show, und die Deutschen haben natürlich den Vogel abgeschossen. Die deutsche Abteilung stellte eine altdeutsche Burg dar, mit großem Eingangstor, auf beiden Seiten von Türmen flankiert. Durch dieses Tor, über dem in rot und gold „Alt-Nürnberg" prangte, kam man auf einen Marktplatz, geradeaus lag das alte Rathaus und an den Seiten erhoben sich altertümliche Giebelhäuser, wie sie Nürnberg noch heute aufweist. Hier spielte sich nun 14 Tage lang ein echt altdeutsches Leben ab. Jungfrauen in altdeutschen Kostümen kredenzten den durstigen Ratsherren, Junkern und Knappen von Alt-Nürnberg den süffigen Gerstensaft und ließen sich für jede Flasche 25 Cents bezahlen. Ich war auch einer von den Ratsherren; wir mußten jeden Abend dort sein, um das Bild historisch und lebendig zu gestalten. Zwei von unserem Freundesquartett waren Ratsherren, die beiden anderen Junker. Auf den Türmen hielten Landsknechte in altdeutschen roten Uniformen mit Hellebarden die Wache, außerdem wimmelte da noch der Stadtchirurgus, der Dr. Eisenbart, mit seiner ellenlangen Spritze herum, und wollte jedem ein Tränklein verabfolgen, und dann noch der Büttel mit seinen Knechten, der die reichen Yankees, die Alt-Nürnberg besuchten, arretierte und auf die Stadtwache schleppte, wo sie sich loskaufen mußten.

Hier in Alt-Nürnberg war es immer am vollsten, alles drängte sich um die Tische unter den schattigen Bäumen. Kein Stuhl war unbesetzt. Die Jüngferlein — übrigens

die Damen unsrer Gesellschaft, der besten Gesellschaft Milwaukees, warteten liebreizend ihres Amtes, und so manche lockte durch einen holdseligen Blick den glatzköpfigen Millionären nur so die Dollars aus der Tasche. Am letzten Abend machte das ganze Volk von Alt-Nürnberg, Ratsherren und Jungfrauen, Junker und Knappen, Ritter und Landsknechte, Dr. Eisenbart und der Büttel mit seinen Knechten einen Umzug durch die ganze, riesige Ausstellungshalle, Musik voran. Dann wurde vor dem Tore von den Schauspielern des hiesigen Deutschen Theaters das Hans Sachs'sche Stück „Eyn heyss Eyssen“ aufgeführt, genau wie es vor so und soviel hundert Jahren dort gegeben wurde, und wir Nürnberger mußten als Publikum dicht um die Bretterbühne herum sitzen und zu dem Spiel unsere lauten Bemerkungen machen, gerade so wie es das Publikum von Nürnberg von anno dazumal tat.

Na, ich kann Euch sagen, die anderen Aussteller haben uns nicht wenig beneidet um unseren schönen Erfolg; in unserer deutschen Abteilung sind allein 10000 Mark eingekommen, und der schönste und interessanteste Teil von dem Ganzen war es nebenbei auch noch! Einige Tage nach dem Bazar fand ein Bankett statt, zu Ehren und zum Dank all derer, die zum Ruhme Alt-Nürnbergs beigetragen hatten, und zwar auch in der hübschen Burg, die stehen bleiben soll, es ging sehr lustig und gemütlich zu. Vielleicht kann ich Euch von all dem mündlich noch mehr erzählen, wenn ich doch mal auf ein paar Wochen nach Haus kommen sollte. Freilich ist ja vorläufig recht wenig Aussicht dazu vorhanden.

Lebt wohl für heute alle miteinander.

Immer Euer treuer Sohn.

Milwaukee, den 22. September 96.

Geliebte Eltern!

Nun kann ich heute schon ein ungefähres Urteil über meine Lehrerstelle an unserer neuen Berlitz-school abgeben. Jedenfalls ist Monsieur Dubois, der Direktor, ein sehr angenehmer, lieber Mensch, weder eitel, noch Deutschenhasser. Wir vertragen uns sehr gut, und ich profitiere tüchtig für mein Französisch, da ich selbst ja erst wenig Schüler habe, aber er und seine Frau — eine geborene Pariserin — sprechen keine andere Sprache, er radebrecht nur ein bißchen und sehr ungern Englisch, und da macht es mir große Freude zu merken, daß ich jeden Tag Fortschritte im Französischen mache.

Ja, mit den Schülern sieht's vor der Hand spärlich aus. Ich habe vier, aber was will das sagen. Und natürlich geht es mir auch infolgedessen sehr knapp und ich muß mich sehr sparsam einrichten. Daher werde ich auch, wenn meine lieben „Köll'sche Jungs“ am 1. November Milwaukee verlassen und nach Deutschland zurückkehren, eine billigere Wohnung suchen müssen, denn ich weiß jetzt nicht, wie ich Miete und Beköstigung bezahlen soll. Doch sorgt Euch nur nicht, es wird schon alles besser werden: Kommt Zeit, kommt Rat, — und hoffentlich auch mehr Schüler! Mein erster Schüler, der Advokat, hat vorläufig mit den

Stunden aufgehört, bis nach der Wahl, weil er zuviel mit Kampagne-Reden zu tun hat. Aber nach den Wahlen will er vier Stunden die Woche nehmen. Ein sehr lieber Schüler ist mir der Organist an St. Pauls Cathedral, Mr. Williams, ein Engländer, der auch erst zwei Jahre hier im Land ist. Ein reizender, fein gebildeter Mensch, riesig musikalisch, der in dieser Stellung an der vornehmsten, reichsten englischen Kirche ein sehr gutes Gehalt bezieht und nebenbei Musikstunden gibt. Er hat sich unausgesetzt bemüht, mir Schüler zu verschaffen, und die drei anderen verdanke ich ihm auch. Noch andere haben die „Absicht", Unterricht zu nehmen, aber wenn sie nur erst angefangen hätten! Das ist eben so schwer, die Leute zu einem energischen Entschluß zu bringen! Es kann ja sein, daß der Winter sie dazu bringen wird, wenn das schlechtere Wetter sie sowieso mehr in die Zimmer bannt. Sollte es aber bis zum November noch gar nicht weiter damit gediehen sein, dann würde ich wohl jedenfalls die Stellung von Joe Müller am „Herold" bekommen können, wenn er nach Köln zurückkehrt. Da wäre dann also wieder für mich gesorgt, ich bekäme 10 Dollars die Woche und könnte in den Abendstunden Privatunterricht geben.

30. September. Eben bekomme ich Vaterchens lieben Brief und sage Euch nun, meine geliebten Eltern, innigsten Dank dafür, daß Ihr mir anheim stellt, jetzt nach Haus zurückzukommen! So sehr ich mich ja auch freuen würde, in der alten Heimat mit Euch allen mal wieder längere Zeit zusammen zu sein, und so dankbar ich Euch

auch für dies Anerbieten bin, so möchte ich doch keinesfalls diese Sache meiner augenblicklichen Stimmung oder überhaupt meinem Herzen überlassen — denn dann käme ich sofort! — sondern zuerst mal alles aufbieten, um hier vorwärts zu kommen, was ja immerhin auch noch möglich ist. Vaterchen schreibt, er stellt mir anheim, zurückzukommen, falls ich mich wegen Krankheit nicht mehr ernähren könnte. Davon ist ja aber Gott sei Dank gar keine Rede, denn, wenn ich auch im Winter viel erkältet war und beständig hustete, und mir ärztlicherseits geraten wurde, aus der Mühle fortzugehen, so geht es mir doch jetzt wieder ganz gut; hier in der Schule sind gute warme Zimmer und ist gute Luft, und ich werde hoffentlich gesund bleiben. Aber abgesehen davon kann sichs doch auch ereignen, daß ein ferngesunder Mensch hier in Amerika bei den jetzigen Zeiten nicht vorwärts kommen, d. h. absolut keine Arbeit irgendwelcher Art finden kann. Das glaube ich aber von mir durchaus nicht, denn wenn es auch mit der Schule nicht gehen sollte, so findet sich eben etwas anderes.

Auf alle Fälle möchte ich doch lieber hier in Amerika eine, wenn auch schlecht bezahlte Stellung einnehmen und selbständig um mein Brot kämpfen, als zu Haus sitzen, keine rechte Stellung haben und mich durchfuttern lassen! Wie würden alle Verwandten und Bekannten verächtlich die Achseln zucken und im Stillen denken: „Da ist er nun zurück aus Amerika, hat in den vier Jahren nichts erreicht, und sitzt nun dem Alten auf dem Halse!“ Dies Gefühl würde ich nie los werden und das könnt Ihr mir gewiß nachfühlen. Etwas anderes wäre es ja, wenn es für

mich möglich wäre, die Polizeioffiziers-Karriere einzuschlagen, — ja, dann wollte ich sofort zurückkommen und gern erst noch einige Wochen der Ruhe und Erholung bei Euch pflegen! Aber wie Ihr mir schreibt, habe ich wohl eben wenig Aussicht, daß mein Wunsch in Erfüllung geht, und muß deshalb sehen, hier vorwärts zu kommen.

Wie gesagt, so aufs Ungewisse hin nach Haus zurückkehren, ohne Stellung, ohne Tätigkeit, nein, das kann ich nicht! Nur nicht „Grot Sohn tu Hus“ spielen! Heut hat sich übrigens Williams, als er zur Stunde hier war, zwei kleine Lieder von mir mitgenommen, die will er in Musik setzen und dann wollen wir sie herausgeben, vielleicht haben wir Erfolg damit und nehmen etwas Geld ein. Und wenn man nichts weiter dabei profitiert, so kommt der Name in weitere Kreise und zieht hoffentlich Schüler herbei.

Hier herrscht augenblicklich große Aufregung über die Wahlen, hoffentlich hat die Kampagne bald ihr Ende erreicht, denn diese Ungewißheit ist für jeden, ob Kapitalist, Geschäftsmann oder Arbeiter unangenehm. Während vor 4 Jahren bei der Präsidentenwahl (ich kam gerade in der Nacht in Newyork an, als Cleveland gewählt worden war) schon lange vorher gar kein Zweifel darüber herrschte, daß die demokratische Partei siegen würde, so ist dieses Mal die Sache noch sehr unsicher, keine Wahrscheinlichkeit eines Sieges vorhanden, weder auf republikanischer noch auf demokratischer Seite.

Für alle, die vom Kapital abhängig sind, also für mich und Dubois, ist es natürlich wünschenswert, daß die republikanische Partei, und mit ihr Mc. Kinley siegt, denn nur

Leute, die Geld haben, nehmen teuren Sprachunterricht! Nun, wir wollen das Beste hoffen!

Herzlichste Grüße für heute Euch Lieben allen

von Eurem treuen Sohn.

Ich sende Euch hier eins von den beiden Liedern, die komponiert werden sollen.

### Morgengruß.

Liebchen komm' mit mir ins Waldesgrün,
Früh, wenn leis' die gold'nen Sterne flieh'n
Eh' der Menschen Tun und Lärm wird laut,
Haben wir in Gottes Aug' geschaut.

Schimmernd liegt dann auf dem langen Tag
All, was Herz zum Herzen sagen mag,
Und der Liebe Sonnenstrahlenschein
Glänzet wider in der Seele dein!

Wonnetrunken blickt dein Aug' in meins, —
Du und ich, mein holdes Lieb, sind eins!
Und es preßt sich bebend Mund auf Mund,
O du himmlische, selige Morgenstund!

Milwaukee, 20. November 96.

Geliebter Vater!

Nun stehen wir schon mitten im Winter, haben strenge Kälte ohne Schnee, und da waren mir die schönen warmen Sachen sehr willkommen, tausend Dank! Die Wahlkampagne ist ja nun vorbei und Mc. Kinley gewählt, aber die Agitation auf beiden Seiten wird mit um so größerer Erbitterung fortgeführt. Für jemand, der überhaupt nichts hat, ist ja die ganze Sache, ob Währung oder Doppelwährung, nur von idirektem Interesse, — aber immerhin, es reißt einen mit fort.

Meine Chancen an der Schule hier haben sich leider noch nicht gebessert. Ich habe aber Aussicht, bei einer großen Zeitung angestellt zu werden und wäre natürlich sehr froh, wenn ich diesen Posten bekäme, denn es ist doch etwas anderes, sein regelmäßiges wöchentliches Einkommen zu haben, als immer auf Schüler zu warten. Wer weiß überhaupt, wie es nächstes Jahr hier um die Schule stehen wird. Im übrigen ist mir auch das Zusammenleben mit Dubois auf die Dauer sehr unsympathisch geworden und ich sehe mich nach einer anderen Wohnung um. Die Frau ist absolut keine Hausfrau und trotz ihres faden und reizlosen Aussehens höchst kokett. Nie wird mein Bett gemacht, ich selbst mache es notdürftig, wenn ich abends nach Hause

komme und Sonntags vielleicht etwas gründlicher. Mein Waschtisch wird nicht rein gemacht, wenn ich's nicht tue, kein schmutziges Wasser ausgegossen, wenn ich mich nicht selbst dazu bequeme, und derartiges kann man doch wahrhaftig von seiner Wirtin verlangen! Und mehr noch als dies widert es mich an, daß der Mann sich zu allen möglichen niederen Diensten gebrauchen läßt. Er macht morgens das Frühstück und bringt es seiner Frau ans Bett, er wäscht dann alles Geschirr ab vom Tage vorher, er scheuert am Sonnabend die Küche, er zieht seiner Frau die Schuhe an und aus usw. Das ist doch alles nicht schön an einem Manne! Und sie, anstatt sich um ihren Haushalt zu kümmern, die Zimmer zu säubern, und ihrem Mann ein anständiges Essen zu kochen — lernt Putz machen, weil ihr das amüsanter ist, weil sie sich den Tag über so allein im Hause langweilt.

Nun, wie gesagt, ich sehe zu, daß ich sobald wie möglich von den Leuten fortkomme. Für das Französische habe ich auch einen Ersatz gefunden in einer Frau v. L., die eine meiner Schülerinnen ist. Ihr Mann ist früherer Gardeoffizier und hat jetzt eine Vertrauensstellung in einer großen Brauerei, ist sehr viel auf Reisen. Seine Frau ist Amerikanerin aus New Orleans, bildschön und spricht ein elegantes fließendes Französisch. Ich wollte, es hätte sich erst etwas für meine Zukunft entschieden und ich könnte Euch was Gutes mitteilen. Ich bin ja schon immer für die Zeitung beschäftigt, bei der ich anzukommen hoffe, schreibe Theaterkritiken und bekomme für jede Kritik 50 Cents.

25. 11. Heute habe ich wieder für liebe Briefe zu danken und will nun auch schnell den meinen schließen und absenden. Ja, auch ich hoffe zuversichtlich, daß ich es hier doch noch zu etwas bringen werde, und dann als ein selbständiger Mann nach Hause komme und mich vor niemand zu schämen brauche. Man kann sich doch nicht denken, daß ich all die schweren Jahre hier in Amerika alle Not und allen Kampf so umsonst habe durchmachen sollen, — um doch schließlich nichts zu erreichen! An Ausdauer will ich es wahrlich nicht fehlen lassen.

Ich bin übrigens noch mit einer sehr netten Familie bekannt geworden, v. N., der Mann ist ebenfalls früherer Gardeleutnant, hat den Feldzug mitgemacht und ist bei derselben Brauerei angestellt, wie Herr v. L. Seine Frau ist ebenfalls Amerikanerin und der 14jährige Sohn ist mein Schüler.

Nun also Schluß, hoffentlich kann ich bald was Gutes melden.

Immer

Euer treuer Sohn.

Milwaukee, 26. Dezember 96.

Lieber Vater!

Heute ist der zweite Weihnachtsfeiertag, aber mir ist nicht weihnachtlich zumute, und ich frage Dich heute, ob ich Dein Anerbieten, das Du mir vor 2 Monaten machtest, nach Haus zurückzukommen, annehmen darf, — jetzt sehne ich mich danach, jetzt möchte ich nach Haus gehen. Von meinen Schülern haben verschiedene aufgehört, neue Anmeldungen sind nicht hinzugekommen, nun habe ich noch zwei, — was soll mir das? Ich möchte mich erst ein Weilchen bei Euch ausruhen und werde mich dann nicht scheuen, irgendeine Stellung anzunehmen, genau so wie hier, z. B. als Hauslehrer für Französisch und Englisch. Kurz, ich bitte Dich, geliebter Vater, mir gleich das Reisegeld zu schicken, damit ich Ende Januar fort kann.

Ich habe gekämpft und gerungen gegen alles, aber ich sehe jetzt ein, daß es so nicht weiter geht. Hilf mir, daß ich hier fort kann!

Dein treuer Sohn.

Cleveland, Ohio, 24. Januar 97.

Geliebte Eltern!

Heute morgen bin ich nun hier in Cleveland angekommen, nachdem ich mich glücklich von Chicago losgerissen hatte. Weshalb ich überhaupt von Milwaukee fort und nach Chicago ging, habe ich ja kürzlich in einem Brief an Vaterchen angedeutet und möchte auf diese letzten traurigen Tage in Milwaukee nicht wieder zurückkommen. Ich werde ja voraussichtlich die Frau, die diesen Wendepunkt in meinem Leben herbeiführte, niemals wiedersehen!

Da ich mich ganz kurz entschloß, von Milwaukee abzureisen, — es war vielleicht etwas kopflos und übereilt gehandelt, aber in meinem Gemütszustand auch ganz erklärlich, — so hatte ich natürlich keine weiteren Zukunftspläne gemacht und kam ohne irgendein Ziel, aber auch ohne jegliche Subsistenzmittel in Chicago an. Ich muß jetzt selbst sagen, es war vielleicht das beste so, denn dadurch, daß ich so — vis-à-vis de rien — mitten im Winter ohne Arbeit auf der Straße stand, wurde ich am schnellsten aus meiner verzweifelten Gemütsverfassung herausgerissen, denn es hieß jetzt eben: aufs neue ums Leben kämpfen — oder untergehen!

Die letzten 14 Tage in Chicago waren allerdings entsetzlich! Dieser Winter ist einer der furchtbarsten, die man

je in Amerika erlebt hat. Die Kälte war so enorm, daß Leute auf der Straße, von ihr überwältigt, umfielen und ins Krankenhaus gebracht werden mußten. Dabei hatte ich keine genügend warme Kleidung, sondern nur einen mäßig warmen Überzieher und defektes Schuhwerk. Glücklicherweise erinnerte ich mich eines Bekannten aus Milwaukee, eines Herrn Heubart, der eine Erbschaft gemacht, nach Chicago gegangen war und eine Weinhandlung aufgemacht hatte.

Obwohl mir der Mann nie sehr sympathisch gewesen war, so war er doch der einzige, dessen Adresse ich in Chicago kannte, und ich ging zu ihm. Gerade das Unsympathische in seinem Wesen berührte mich jetzt doppelt unangenehm, da er höhnische Bemerkungen über meine augenblickliche traurige Lage machte, sich aber doch herbeiließ, mit mir über meine nächsten Zukunftspläne zu sprechen. Er ist in sehr guten Verhältnissen, eine Art Protz war er aber immer, und so war denn auch die Wohltätigkeit, die er mir angedeihen ließ, schwer zu ertragen. Er besorgte mir nämlich in einem „Hotel" ein Zimmer, schmutzig, ungeheizt, unsauberes Bett, kahle Dielen, ein Waschtisch und ein Stuhl. Das alles wäre aber erträglich gewesen, wenn ich wenigstens meine Nachtruhe gehabt hätte, diese aber wurde durch dreierlei gestört. Erstens durch die grimmige Kälte, zweitens durch das Ungeziefer, das sich hier derartig eingenistet hatte, daß es selbst jetzt im Winter durch die animalische Wärme sich angezogen fühlte, und drittens durch die ganz unerträgliche Nachbarschaft. In den Zimmern rechts und links von mir stiegen nämlich während der ganzen Nacht Pärchen ab; es war also — was man bei uns ein Absteigequartier

nennt! Ob Heubart davon gewußt hat oder nicht, weiß ich nicht.

Den ganzen Tag war ich natürlich unterwegs, um mich nach Arbeit umzutun, und würde ja auch jede angenommen haben, die sich mir geboten hätte. Hin und wieder glückte es mir ja auch, durch kleine „jobs“ einen Dollar zu verdienen, so daß ich imstande war, in deutschen Lokalen mich zu erwärmen, auszuruhen und eine Mahlzeit einzunehmen. Auch wurde mir von einem deutschen Restaurateur Verdienst in Aussicht gestellt durch Sprachunterricht in verschiedenen Familien. Die Sache zerschlug sich aber nachher, weil ich ja Gott sei Dank überhaupt nur 14 Tage in Chicago zubrachte. Wenn nicht die furchtbare Kälte geherrscht hätte, wäre ja alles nicht halb so schwer gewesen, aber bei dieser Temperatur den ganzen Tag auf den Beinen zu sein, war fast unerträglich. In diesen Tagen nahm sich meiner — viel mehr als Heubart — ein anderer lieber Bekannter aus guten Tagen von Milwaukee an, ein Herr Fuchs, dessen Adresse ich inzwischen erfahren hatte. Er ist aus guter rheinischer Familie, immer vergnügt und fidel und hat eine gute Anstellung bei der Standard Oil Company. Er hatte mich aufgefordert, ihn jeden Tag zu besuchen und ihm über meine nächsten Aussichten Mitteilung zu machen. Er selbst hatte sich bemüht, mich bei der Standard Oil Company anzubringen, was ihm indessen nicht gelang, da augenblicklich keine Vakanz in der office vorhanden war. Er forderte mich häufig auf, mit ihm zu essen, wobei wir meine Lage besprachen, und er mir manch guten Rat erteilte und mich durch manch liebes Freundeswort aufrichtete. Ich werde es

ihm auch nie vergessen, daß er mir in jenen schweren Tagen so treu zur Seite gestanden hat.

Einen anderen Bekannten muß ich noch erwähnen, der mir ebenfalls diese schwere Zeit durch Freundlichkeit ertragen half, den Maler Michalowski, den ich schon seit Jahren aus Milwaukee kannte. Wir gehörten eine Zeitlang zu demselben Klub, der „Allotria", von der ich Euch wohl schon früher berichtete. Malowski war einer der bekanntesten und genialsten deutschen Maler, die in Milwaukee, dieser allbekannten Stätte deutscher Kunst, dort dem deutschen Namen Ehre machten; später ging er dann nach Chicago. Einen Abend waren wir zusammen in der „Schlaraffia"," einen andern Bohêmeabend machte ich in seinem Atelier mit, — Lichtblicke in dieser trüben Zeit.

Was soll ich Euch sonst noch von diesen schweren Tagen erzählen? Ich sah schließlich ein, daß ich in Chicago doch nichts erreichte, so beschloß ich, weiter zu wandern und mein Glück anderswo zu versuchen. Und so reiste ich hierher, das Billet hatte mir ein Kommissar der städtischen Armendirektion besorgt. Der Entschluß, gerade Cleveland als nächstes Ziel zu wählen, wurde in mir durch einen deutschen Schauspieler Wegner angeregt, welcher früher am Deutschen Theater in Milwaukee gespielt hatte und sich jetzt auch in Chicago stellungslos herumtreiben mußte. Er gab mir eine Empfehlung an einen früheren Kollegen mit, der jetzt hier Regisseur oder besser gesagt, Direktor des Deutschen Theaters ist, ein Herr Bellmann. Die eigentliche Besitzerin und Direktrice des Unternehmens ist eine Frau Franz, ebenfalls eine Künstlerin, die früher in Milwaukee spielte.

Gleich nach meiner Ankunft heute früh begab ich mich zu Herrn Bellmann, der gerade im Theater war, wo Probe stattfand, und wo ich auch gleichzeitig der Frau Franz auf der Bühne vorgestellt wurde; ich lernte in ihm einen sehr liebenswürdigen Menschen kennen, der freundlich anhörte, was ich kurz über mein Schicksal zu sagen hatte und mir dann gleich in praktischer Weise beistand, indem er mir Quartier beim Theaterdiener empfahl, das ich sofort bezog, und wo ich jetzt diesen Brief an Euch schreibe.

Nun aber Schluß für heut, ich schreibe bald wieder, wenn ich mich erst mehr eingelebt habe.

Herzlich grüßt Euch

Euer treuer Sohn.

Cleveland, 15. Februar 1897.

Geliebte Eltern!

Zunächst herzlichen Dank für Vaters lieben Brief. Die Gründe, die Du, liebes Vaterchen, gegen meine Rückkehr anführst, kann ich zwar nicht vollkommen einsehen, aber wenn Du meinst, es ist besser, ich soll versuchen, mir hier eine permanente Lebensstellung zu erringen, so will ich mich schweren Herzens fügen. Ich glaube ja auch, daß mir dies schließlich gelingen wird, aber ich wäre doch gerade jetzt, wo ch seelisch so tief deprimiert bin, so sehr, sehr gern nach Deutschland zurückgekommen und ich bin auch überzeugt, daß es mir jetzt dort genau so gut gelungen wäre, eine anständige Lebensstellung zu erringen, wie ich hoffe, daß es hier der Fall sein wird. Wie ich schon früher schrieb, wäre ich so gern, wie so viele andere Kameraden, die des Königs Rock ausziehen, in Berlin zur Polizei gegangen, aber Du mußt es ja am besten wissen, wenn Du sagst, daß sich in dieser Hinsicht keine Chancen für mich bieten. Meiner Ansicht nach würden aber all die Schwierigkeiten, die sich dieser Karriere entgegenstellen, sich doch überwinden lassen. Für den Amerikaner gibt es überhaupt kein Hindernis! Aber lassen wir nun dieses Thema ein für allemal.

Hier in Cleveland haben sich jetzt die Aussichten schon insofern günstig für mich gestaltet, als ich mir eine kleine

Einnahme dadurch verschafft habe, daß ich dem 12jährigen Töchterchen von Herrn Bellmann Unterricht erteile. Es ist ein liebenswürdiges hübsches Kind, aber in ihren Kenntnissen sehr zurückgeblieben, da sie krankheitshalber und auch wohl, weil die Eltern oft den Wohnort wechseln, nur sehr unregelmäßig die Schule besuchen konnte. Ich unterrichte sie also in allem, was das kleine Wesen braucht: Deutsch und Englisch, Lesen und Schreiben, ein bischen Geographie und ein bischen Geschichte, ein bischen von allem. Außerdem habe ich noch einen anderen Schüler, den Besitzer einer Lumpenmühle, einen Böhmen, der deutschen Unterricht bei mir nimmt. Die kleine Bellmann unterrichte ich jeden Vormittag und bleibe dann gleich zum Essen dort; was ich also durch meine Stunden verdiene, reicht gerade hin, um meinen Lebensunterhalt zu fristen. Mehrere andere Schüler stehen mir noch in Aussicht, so daß ich wirklich hoffen kann, mir mit der Zeit eine auskömmliche Stellung zu erringen.

In diesen Tagen traf ich auch einen lieben Bekannten aus guter Milwaukee'er Zeit, einen Herrn Schmidt, einen ehemaligen Offizier. Hinter diesem Allerweltsnamen verbirgt sich aber ein sehr vornehmer, — welcher? das habe ich nie in Erfahrung bringen können. Und warum er eigentlich seinen richtigen Namen hier nicht weitergeführt hat, weiß ich nicht. Ich selbst habe es nie für nötig befunden, den meinen abzulegen, wenn ich auch bisher das Adelsprädikat fortgelassen habe. Ich wußte schon von Milwaukee her, daß Schmidt nach Cleveland gegangen war, und hier Leiter der Filiale einer großen Fabrik ist. Ich entsann mich dessen jetzt und suchte ihn auf. In dieser Fabrik wird ein Stoff

hergestellt, eine Art Isolierwatte, welche zum Umhüllen und Isolieren aller Arten von Dampfkesseln, Röhren und Heizkörpern verwendet wird, um die Hitze zusammenzuhalten. Schmidt ist hier in Amerika ein vorzüglicher Geschäftsmann geworden, nach dem zu urteilen, was er hier verdient.

Er war wirklich erfreut, mich wieder zu sehen, und versprach mir ebenfalls, mir Schüler zu besorgen. Durch ihn habe ich noch einige andere sehr nette deutsche Familien kennen gelernt, ebenso habe ich ihn mit der Familie Bellmann bekannt gemacht, und glaube besonders bemerkt zu haben, daß Frau Bellmann sich sehr für ihn interessiert. Vielleicht werde ich hier ein paar Fortsetzungen der reizenden Atelierabende à la Bohème in Chicago erleben, aber hoffentlich unter für mich angenehmeren Verhältnissen.

Schmidt hat mich in diesen Tagen oft aufgefordert, mit ihm auszugehen, wir waren abends oft zusammen in den verschiedenen Lokalen der Stadt; überhaupt zeigte er mir die Sehenswürdigkeiten von Cleveland und wir machten bei dem jetzt herrlichen Wetter manchen hübschen Spaziergang zusammen. Vorgestern am Sonntag besuchte ich ihn im Bureau und er lud mich zum Frühschoppen ein.

„Aber liebster Schmidt", sagte ich, „heut ist doch Sonntag und wie Sie wissen, alle Lokale geschlossen!"

„Ich sehe, Sie sind ein Grünhorn hier," antwortete er, „wozu wären denn die Gesetze, wenn sie nicht übertreten würden. Dieses Sonntagsgesetz, eines der sogenannten blue laws, wird doch nur aus dem Grunde durchgeführt, damit die Polizei dabei ihr Schäfchen ins Trockene bringen kann. Offiziell sollen natürlich all die Lokale den ganzen Sonntag

über geschlossen sein; in Wirklichkeit aber findet man bei jedem besseren Lokal, dessen Wirt imstande ist, den recht beträchtlichen und mit der politischen Situation an Größe wechselnden backschisch an die Polizei zu zahlen, — ein Hintertürchen offen!"

Durch ein solches fanden wir denn auch den Weg zu einem hochfeinen Lokal und zur gemütlichen Flasche Wein. Die Bestechlichkeit der Polizei hier in Amerika soll ja überall dieselbe sein, das Amt eines Polizeibeamten ist ein sogenannter politischer job. Dem Inhaber eines solchen kostet es ein Beträchtliches, den festen Posten zu erhalten. Dafür hält er sich nachher durch Annahme von Bestechungsgeldern und Brandschatzungen aller Art schadlos. So sagte mir Schmidt; ob es wahr ist, kann ich vorläufig nicht selbst beurteilen, da ich mich bisher um derartige Verhältnisse wenig bekümmern konnte. An demselben Sonntag waren wir dann abends im Deutschen Theater, wo die „Regimentstochter" gegeben wurde, die Titelrolle spielte Frau Bellmann. Man muß sagen, diese kleine zusammengewürfelte Truppe leistete recht Gutes. Nach dem Theater saßen Bellmanns, Frau Franz mit ihrem Manne, mehrere andere Künstler, Schmidt und ich noch gemütlich in einem Restaurant zusammen. Hierbei lernten wir alle uns noch besser kennen, und ich möchte nur wünschen, daß dieser anregende Verkehr mit all den interessanten Menschen ein bleibender wird. Zum Schluß forderten Bellmanns Schmidt und mich auf, sie am Montag Abend zu besuchen, und so gingen wir also gestern Abend hin, und es waren entzückende Stunden, die wir im Hause der lieben Menschen verlebten.

Noch ein anderes Künstlerehepaar war eingeladen, und wir lernten auch noch die junge Hausgenossin von Bellmanns kennen, eine junge Anfängerin in der Schauspielkunst.

Der gute Rheinwein erhob uns bald in höhere Regionen, in denen wir alles Alltägliche vergaßen, und aus dieser Stimmung heraus, glaube ich, machte mir Bellmann den Vorschlag, bei ihrer Truppe als Schauspieler einzutreten; meine anfänglichen schwachen Bedenken, ob ich mich zum Künstler eigne, wußte er sehr bald durch die Versicherung niederzuschlagen, daß er nach dem, was er bisher von mir gesehen, davon überzeugt sei, besonders wenn ich mich noch in seine Schule begeben würde.

Am nächsten Sonntag wird wieder gespielt, und zwar „Lumpacivagabundus". Die deutsche Truppe kann ja eben nur Sonntags spielen, weil die Woche hindurch das Gebäude von der englischen besetzt ist. Theateraufführungen sind aber nach dem schon erwähnten Sonntagsgesetz nicht am Sonntag erlaubt, und so muß die deutsche Truppe unter dem Aushängeschild — „Sacred Concerts" spielen. Ich habe nun Bellmann versprochen, morgen, am Mittwoch und die folgenden Tage zur Probe zu kommen, da er mir in dem Stück zwei kleine Rollen zugedacht hat.

Man los — die Sache wird schon schief gehen!

Die Nachwelt flicht dem Mimen Kränze!

Lebt wohl für heute, Euer in Kunstregionen schwebender

treuer Sohn.

Cleveland, 22. Februar 1897.

Geliebte Eltern!

Unser „Sacred Concert" ist vorüber; die Feuerprobe habe ich glänzend bestanden, und Bellmann hat mich nunmehr ersucht, mich für immer seiner Truppe anzuschließen. Schon die Proben zu diesem „Heiligen Konzert" waren recht ulkig, sie fanden im Saal einer Restauration statt, da wir ja eben in der Woche das eigentliche Theater nicht benutzen konnten, der Konkurrenz wegen! Bellmann behauptete, ich wäre ein sehr gelehriger Schüler; ob das nun seiner Überzeugung entsprach, oder ob er mich dadurch ködern wollte, weil er Ersatz für einen erkrankten Schauspieler brauchte, kurz, ich spielte gestern mit und figurierte auf dem Theaterzettel als „Detlev von Waldburg". Dies wird also vielleicht mein nom de guerre bleiben, wenn ich mich dazu entschließen kann, der Aufforderung Bellmanns nachzukommen. Ich hatte mir vor der Vorstellung tüchtig Mut getrunken, und so war denn auch mein Lampenfieber nicht sehr groß, obwohl ich wußte, daß Schmidt und andere Bekannte unten im Parkett saßen; im Gegenteil, das Neue der Situation machte mir viel Spaß, das ganze Treiben hinter den Kulissen

interessierte mich riesig. Jeder zog sich in seinem Käfterchen an, Schminke und Haarputz wurden appliziert, wobei einer der Kollegen mir hilfreich zur Seite stand. Dazwischen hörte man Liedchen trällern, Zigaretten wurden geraucht, ein letztes Glas Sekt getrunken, und wer dann fertig war, begab sich auf die Bühne in die Seitenkulissen.

Als der Vorhang aufging, mußte ich mich den erstaunten Blicken meiner Bekannten als Göttersohn darbieten, und Schmidt grinste mich vorn aus der ersten Reihe sehr vergnügt an. Er behauptete nachher, ich hätte Frau Franz so verliebt angesehen, wie es sich für einen Göttersohn gar nicht schickt. Zu sprechen hatte ich glücklicherweise in dieser ersten Szene nichts, sondern durfte bald darauf mit den anderen Götterkindern abtreten und in einer Seitenkulisse bis zu meinem zweiten Auftreten warten. Dieses wäre beinahe der ganzen Truppe und mir verhängnisvoll geworden, da ich, in lebhafter Flirtation mit einer Künstlerin begriffen, mein Stichwort überhörte, und erst nach handgreiflicher Ermahnung, nämlich durch einen Puff eines Kollegen, auf die Bühne befördert wurde, wo ich gerade noch rechtzeitig anlangte, um meine Rolle, wenn auch nicht ganz wortgetreu, so doch dem Sinne nach spielen zu können. Es waren ja ungefähr nur 5 Minuten, die ich auf der Bühne zuzubringen hatte, und ich war auch recht froh, als ich wieder hinter den Kulissen verschwinden durfte. Bellmann empfing mich mit einem Glase Wein, und gratulierte mir zu meinem ersten Debut, das zu den schönsten Hoffnungen berechtige. Nach der Vorstellung versammelten sich Bellmanns mit ihren stars, denen ich heute als Novize zugerechnet wurde, zum

Souper. Schmidt gesellte sich zu uns und spendierte uns drei Flaschen Sekt.

Die Welt ist ein Narrenhaus!

Es grüßt Euch herzlichst Euer treuer Sohn

Detlev von Waldburg,
„Kgl. Hofschauspieler in spe“.

Cleveland, 8. März 1897.

Geliebte Eltern!

Meine Hofschauspielerkarriere habe ich nun mit dem ersten und einzigen Auftreten rühmlich zu Ende gebracht; also diesem Mimen wird die Nachwelt keine Kränze flechten. Ich habe mich definitiv entschlossen, nach Harrisburg, Pa. zu gehen, wozu ich durch einen Brief von Vetter Max veranlaßt worden bin. Er hat kürzlich ein paar tausend Mark geerbt, und diese Summe zum Ankauf der Berlitz-school in Baltimore verwendet. Da er in Harrisburg mit verschiedenen Schülern längere Kontrakte für Unterrichtsstunden abgeschlossen und den Kursus zum Teil schon vollständig bezahlt erhalten hat, so kann er seine Verbindungen dort nicht sofort lösen, und hat mich aufgefordert, hinzukommen, und seine Schüler zu übernehmen. Ich habe mir lange überlegt, ob ich dieser Aufforderung folgen soll, da ich mir in der kurzen Zeit meines Hierseins nun doch bereits ein Dutzend Schüler erworben habe, und mein Lebensunterhalt für die nächste Zeit vollständig gesichert erschien.

Ich werde aber doch nach Harrisburg gehen, da Max bereits in einem Brief nach Chicago von der Möglichkeit

seines Fortgehens sprach, mir die Übernahme seiner Schule als einen Rettungsanker anbot, und ich schon damals mit Freuden zusagte. Daß sich meine Verhältnisse hier inzwischen verbessert haben, kann kein Grund für mich sein, ihn im Stich zu lassen; er hat mir in meiner Not verwandtschaftlich die Hand zur Hilfe gereicht, und außerdem sehe ich auch meine Aussichten in Harrisburg als sehr günstig an. Jedenfalls hat Max bei seinem jetzigen Anerbieten nur mein Bestes im Auge, er hätte ja gerade so gut jemand anders bitten können, sein Nachfolger zu werden. Er schrieb mir, daß er bereits in Harrisburger Zeitungen annonciert hätte, daß ich als sein Nachfolger mich dort als deutscher Lehrer niederlassen würde. Das alles hat mich veranlaßt, den Wanderstab weiter zu setzen und mein Glück in Pennsylvanias Hauptstadt zu versuchen, besonders, weil es mir ein leichtes ist, die Verbindung mit meinen hiesigen Schülern sofort zu lösen, da diese keine längeren Verbindlichkeiten eingegangen sind. Schmidt und alle anderen Bekannten reden mir außerdem sehr zu, weil sie glauben, daß sich mir in der kleinen, ganz typischen Yankeestadt ein größerer Wirkungskreis erschließen wird, da ich als vornehmer Deutscher unter all den Amerikanern schneller bekannt sein und keine Konkurrenz zu fürchten haben werde.

Bellmann nennt mich jetzt nur noch „Detlev apostata"! was ihn aber nicht verhindert hat, Schmidt und mich und verschiedene andere zur Abschiedsfeier in seine Familie einzuladen. Bei dieser Abschiedsfeier wird auch der Sohn eines hiesigen reichen Brauers dabei sein, Fritz Hormann, mit dem ich während der ganzen Zeit meines Hierseins sehr be-

freundet war. Ich werde all den lieben Menschen ein treues Andenken bewahren.

Meinen nächsten Brief werdet Ihr nun schon aus Harrisburg bekommen.

Herzlich grüßt Euch

Euer treuer Sohn.

Harrisburg, Pa., 25. April 97.

Geliebte Eltern!

Seit vier Wochen bin ich nun also hier und ich muß sagen, nachdem was ich bis jetzt gesehen und erlebt habe, tut es mir nicht leid, daß ich hergekommen bin. Dieses kleine entzückende Landstädtchen, am Susquehanna und am Fuß der Alleghanyberge gelegen, machte gleich einen so sympathischen Eindruck auf mich. Schon auf der Fahrt hierher durchs Gebirge konnte ich nicht genug die herrliche Natur bewundern; dann ging es später am breiten Susquehanna entlang, den ich bisher nur aus den in meiner Kindheit verschlungenen Indianerromanen kannte, — von Indianerromantik aber ist jetzt allerdings keine Spur mehr zu finden.

Bei meiner Ankunft in Harrisburg empfing mich Vetter Max auf dem Bahnhof, und Ihr könnt Euch denken, wie wir uns freuten, einander nach so vielen Jahren wiederzusehen! Was war das doch für ein schöner Sommer, als wir zum letztenmal zusammen unseren Urlaub bei Euch verlebten!

Meine Habseligkeiten waren bald einem porter übergeben, und dann schlenderten wir Arm in Arm die market-street herauf, über den market square in die 2[d] street hinein, bis zu einem allerliebsten Häuschen, vor welchem Max mit mir Halt machte. Eine wonnige Frühlingsahnung

durchzog mich, als ich dies entzückende friedliche Haus in der wunderhübschen Umgebung sah, und ich hoffe, daß mich diese Ahnungen in Zukunft nicht betrügen werden. An diesem Tage allerdings wurden sie sofort einigermaßen im Keim erstickt, als mich Max der korpulenten Landlady, Mrs. Aberdeen und ihren drei alten, häßlichen Töchtern vorstellte. Max schien übrigens meine Gefühle zu erraten und dirigierte die ganze Gesellschaft ohne viel Federlesens zum Zimmer hinaus.

An einer an sich unscheinbaren Sache hatte ich gemerkt, wie sehr Max in dieser kurzen Zeit Amerikaner geworden ist. Auf dem Wege vom Bahnhof nach Haus entspann sich nämlich folgendes Gespräch:

„Um 3 Uhr, lieber Vetter, kommen zwei Damen zum Unterricht, ich habe ihnen bereits mitgeteilt, daß mein Nachfolger, der neue Professor, denselben erteilen wird. Du hast doch schon zu Mittag gegessen?“ Darauf ich: „Nein, gegessen habe ich seit dem Frühstück um 7 noch nichts, und im übrigen, lieber Max, trage ich doch auch einige Bedenken, jetzt sofort zwei Damen zu unterrichten, von denen ich gar nicht weiß, wie weit sie fortgeschritten sind, was für Zwecke sie mit ihrem Studium im Auge haben, nach welcher Methode sie unterrichtet sein wollen usw.“ Er: „Never mind, ich führe Dich schon ein, und was das Essen anbetrifft, so wird Mrs. Aberdeen ja wohl noch ein Beefsteak on hand haben!“

Damit war die Sache erledigt, und Mrs. Aberdeen hatte ja denn auch tatsächlich noch ein recht gutes Mittagessen bereit, und so ex abrupto mir auch zuerst die Sache erschien, habe ich doch seitdem eingesehen, in diesem geistigen

Geschäft gilt mehr noch wie anderswo die Parole „business business“ und „time is money“. Nach dem guten dinner hatten wir noch Zeit, bei einer Zigarre unsere Gedanken und Erlebnisse auszutauschen.

Max hat's ja bei weitem leichter gehabt als ich seit seiner Ankunft in Amerika, weil er gleich nach Baltimore ging, wo er einen Halt an seinem Bruder hatte, der schon seit vielen Jahren dort als Geschäftsmann ansässig war. Er hat gleich nach seiner Ankunft Anstellung als Lehrer an der Berlitz-school in Baltimore gefunden, und zum Unterschied von mir das Leben eines gentleman geführt. Es war ein guter Rat von ihm, daß er mich darauf aufmerksam machte, „Do the same“, und daß er in diesem Sinne nach Chicago an mich schrieb. Die Berlitz-school hatte im vorigen Sommer allerdings so geringe Geschäfte gemacht, daß er sich — zunächst nur für die Sommermonate — nach Harrisburg begab, um hier auf eigene Faust zu lehren. Da ihm das Glück hier in Harrisburg zu blühen schien, so blieb er hier, bis es ihm möglich wurde, jene Schule, an der er solange unterrichtet hatte, selbst zu kaufen.

Wie verabredet, kamen also nachmittags um 3 die beiden Schülerinnen, und während Max an der Tafel mit Kreide hantierte und ihnen vordozierte, saß ich dabei, um mich zu „belernen“, wie er's macht; denn er unterrichtet nicht strikt nach der Berlitzmethode, wie ich es bisher getan, sondern hat sich seine eigene Methode zurecht gemacht, was ja auch bei einigermaßen fortgeschrittenen Schülern sehr vorteilhaft ist, wie ich später selbst gesehen habe. Meine eigene Aufmerksamkeit übertraf jedenfalls die der Schüler bei weitem,

denn Mutter und Tochter Lantern beobachteten mich, wie ich seitwärts schielend bemerken konnte, mit kritischen Blicken.

Den Abend verbrachten Max und ich außer dem Hause; wir machten einen Besuch bei Pastor von Bossert, dem Geistlichen einer der beiden hiesigen deutschen Gemeinden. Seine kleine Frau hatte er in dem deutschen Städtchen Egg Harbour kennen gelernt, wo er sein erstes Pfarramt bekleidete. Es war mir natürlich sehr wohltuend, gleich den ersten Abend in einer deutschen Familie zu verbringen, und mit einem guten Glas Rotwein bewirtet zu werden, was besonders hier in Harrisburg hoch anzurechnen ist, hier, wo der Temperenz- und Abstinenzteufel in potenzierter Form sein Wesen treibt; darauf hatte mich Max schon aufmerksam gemacht, und ich habe seitdem das Unglaublichste darin erlebt."

Außer gutem Getränk und einem soliden deutschen Abendessen fehlte es auch nicht an geistiger Anregung. Herr von Bossert ist echter Deutscher geblieben, obwohl er in ganz jungen Jahren nach Amerika herüberkam; deutsche Art, Sprache und Sitte gehen ihm über alles, und er ist ein glühender deutscher Patriot. Er schwärmt für unseren jungen Kaiser, auf dessen Wohl wir manches Glas leerten. Er hat als Einjähriger bei den Braunschweiger Husaren gedient, und noch jetzt bewahrt er Uniform, Säbel und Helm als kostbare Andenken auf.

Es war übrigens den Abend noch Besuch dort, — der andere deutsche Pastor von hier, Pastor Pflug mit seiner Tochter, und der Pastor Martin aus dem Nachbarstädtchen Steelton, das eigentlich nur aus einer der größten Stahlfabriken der Vereinigten Staaten nebst Arbeiterwohnungen

besteht. Pastor Martin ist in Deutschland Kaufmann gewesen und hat, wie mir Max sagte, Bankerott gemacht. Er ging kurz entschlossen mit seiner ganzen Familie nach Amerika, besuchte hier ein deutsch-lutherisches Predigerseminar und wurde dann, vor ich weiß nicht wieviel Jahren, von der kleinen Gemeinde in Steelton als Pastor gewählt.

Am nächsten Tage stellte mich Max noch zwei Damen vor; der Vorsteherin einer hiesigen Mädchenschule, Miß Mary Sargent und einer ehemaligen Schulvorsteherin, Miß Woodward, letztere ein ganz altes Dämchen, beide von vornehmer englischer Herkunft, und beide außerordentlich liebenswürdig und herzlich. Das letztere besonders nahm mich wunder, und ich setzte es auf Rechnung unserer gemeinschaftlichen erzieherischen Tätigkeit, denn im allgemeinen ist nämlich der feine Amerikaner dem Fremden gegenüber zunächst sehr zurückhaltend, wenn auch stets außerordentlich höflich. Max meinte, die Bekanntschaft mit diesen Damen würde mir von Nutzen sein, — hoffen wir das Beste!

Noch denselben Mittag reiste Max nach Baltimore ab, froh und leichten Herzens, denn er hat sich in Harrisburg niemals sehr wohl gefühlt, wie er mir jetzt zum Schlusse gestand. Er erklärte, es wäre das niederträchtigste Temperenz- und Klatschnest, das es auf der Welt gäbe! Ich will mir aber dadurch meine hoffnungsfreudige Stimmung nicht rauben lassen und schließe nun mit den besten Grüßen.

Euer treuer Sohn.

Harrisburg, Montag, 10. Mai.

Liebste Eltern!

Harrisburg gefällt mir von Tag zu Tag besser, was wohl hauptsächlich daran liegt, daß ich viel zu tun habe. Meine Schülerzahl hat sich in den 6 Wochen, die ich nun hier bin, ungefähr verdoppelt: 8 übernahm ich von Max, und 15 habe ich jetzt, das Geschäft blüht also. Unter meinen Schülern befinden sich viele junge Mädchen, die sich auf das Examen für irgendein Ladieskollege vorbereiten, auch andere, die nichts besseres zu tun haben, ferner junge Studenten, Rechtsanwälte und Ärzte. Die zweite Klasse der jungen Damen kommt wohl nur zu mir, weil ich, wie Max mir neulich schrieb, in Harrisburg „fad“ geworden zu sein schiene, d. h. es gehört in der Gesellschaft zum guten Ton, bei Professor v. W. Unterricht zu nehmen, so wie man bei uns z. B. an kleinen Höfen bei dem und dem verkehren muß, um „in it“ zu sein.

Wißt Ihr, liebste Eltern, ein bischen Klappern gehört zum Handwerk!, und so hatte ich denn auch sofort alles getan, um dem ganzen Städtchen von 60000 Einwohnern kund und zu wissen zu tun: Da bin ich! Zu diesem Zweck hatte ich mir kleine Zirkulare drucken lassen, auf deren erster Seite zu lesen ist: „D. W. v. W., German and French instruction by the Berlitz method.“ Hierauf nahm ich mir

das sogenannte blue book von Harrisburg, eine Einrichtung, die man auch nur in Amerika kennt. Jede amerikanische Stadt, die etwas auf sich hält, hat ihr blue book, ein Adreßbuch der vornehmen Gesellschaft. Nach diesem schickte ich nun meine Zirkulare aus, und wenn ich auch nicht behaupten will, daß der Zuwachs von Schülern, den ich seitdem zu verzeichnen habe, auf Konto dieses Geschäftstricks zu setzen ist, so bin ich jedenfalls dadurch in der ganzen Stadt bekannt geworden.

Außerdem hat ein Mr. Mc. Jory, dessen Bekanntschaft ich in meiner Kirche gemacht habe, die Trommel für mich gerührt, indem er in seine Zeitung — er ist Redakteur der „Harrisburg Daily News" — dreimal wöchentlich eine Anzeige meiner Schule aufgenommen hat, und zwar unentgeltlich. Sonst müßte ich nämlich für diese Reklame nach deutschem Gelde mindestens 200 Mark pro Monat bezahlen.

Der Name „Schule" klingt sehr großartig, nicht wahr?, ist aber auch nur ein Geschäftstrick, denn ich unterrichte doch nur allein, während man bei uns annimmt, daß, wenn man von Schule redet, ein Institut gemeint ist, an dem mehrere Lehrer angestellt sind. Dieser Trick ist aber hier sehr üblich, und schadet ja auch schließlich niemandem etwas.

Was nun „meine Kirche" anbetrifft, so werdet Ihr Euch wahrscheinlich über diesen Ausdruck wundern, da man eigentlich bei uns in Deutschland in einer großen Stadt nicht von einer besonderen Kirche spricht, zu der man gehört, wenn ich nicht unsere Garnisonkirche, zu der ich ab und zu kommandiert wurde, als „meine Kirche" bezeichnen will!

Hier ist das anders: Kirche und Staat sind in Amerika, wie bekannt, getrennt, und ich möchte von dem, was ich

bisher gesehen habe, beinahe sagen, es wäre auch besser, wenn's bei uns so wäre. Alle Glaubensbekenntnisse sind hier nicht nur frei, wie es auch nach der preußischen Verfassung gewährleistet ist, sondern vollkommen unabhängig vom Staat. Jede Gemeinde baut ihre Kirche, wählt ihren Pastor und bezahlt ihn. Es liegt infolgedessen im Interesse jeder Kirche, möglichst viele Gemeindemitglieder zu gewinnen, und je reicher und größer eine Kirche ist, desto höher ist naturgemäß das Gehalt eines Pastors. Das alles habe ich in der kurzen Zeit meines Hierseins teils durch eigene Beobachtungen, teils durch Mitteilungen erfahren.

Und nun bin ich selbst Mitglied der Market-Square Presbyterian Church geworden; es war eigenartig, wie ich dazu gekommen bin. Alle Sonntage, seitdem ich hier bin, mache ich Spaziergänge durch das Städtchen und in die weitere entzückende Umgebung hinaus. Gleich am zweiten Sonntage führte mich der Weg über den Marktplatz; nun müßt Ihr Euch den amerikanischen Sonntag denken: Kein Laden, kein Restaurant offen, kein Wagen fährt durch die Straßen, die electric tram passiert nur jede Stunde einmal, — da plötzlich hörte ich wie Sphärenmusik den wundervollsten Chorgesang durch die weit offenen Kirchentüren auf den Marktplatz schallen. Ich sah in die hell erleuchtete Kirche hinein und blieb eine Weile lauschend stehen. Es war nicht ein Choral, den die Gemeinde sang, sondern herrlicher Gesang, der von einem geschulten Kirchenchor ausgeführt wurde, mit ergreifenden Soli dazwischen. Jedenfalls packte mich die Musik so, daß ich — eigentlich nur aus diesem Grunde — in die Kirche eintrat. An der Tür

empfing mich ein Herr im schwarzen Rock, mit dem liebenswürdigsten Lächeln, einem freundlichen „You are welcome!“ und einem herzlichen Händedruck. Er führte mich dann zu einer der vorderen Reihen, und ich mußte auf einer mit roten Kissen gepolsterten Bank Platz nehmen. Dieser Herr war einer der elders der Kirche, Mr. Mc. Tamley, mit welchem ich mich seitdem schon sehr angefreundet habe, und außerdem gehört er sowohl wie seine Frau jetzt bereits zu meinen Schülern.

Der Platz, auf den Mr. Mc. Tamley mich geführt hatte, war in seiner pew, wofür er jährlich ein hübsches Sümmchen an die Kirche bezahlen muß. Die ganze Ausstattung der Kirche, die Art und Weise des Gottesdienstes, das Benehmen der Gemeinde, machte einen merkwürdigen, aber keineswegs unangenehmen Eindruck auf mich. Die Kirche ist innen ganz schneeweiß gehalten, die Decke hoch gewölbt, und jetzt beim Abendgottesdienst strahlten von ihr unzählige elektrische Lichte, wie Sterne herab. Der Fußboden der Kirche ist ganz und gar mit roten Teppichen bedeckt, so daß man keinen Schritt hört. Die sehr breiten und bequemen Bänke lassen einen mit mehr Aufmerksamkeit dem langen Gottesdienst folgen, als dies bei uns der Fall ist. Eine Kanzel befindet sich nicht in der Kirche, nur ein Altar mit mit dem sogenannten pulpit, hinter welchem der Geistliche stehend — seine Predigt gewöhnlich abliest! Vor und auf dem Altar waren wundervolle Blumenarrangements, die ganze Kirche machte einen so traulichen, friedlichen, man möchte sagen, gemütlichen Eindruck. Auch das freundliche Entgegenkommen und herzliche Begrüßen des Fremden

wirkte außerordentlich wohltuend. Alles dies war mir neu, und ich kann nur sagen, die ganze Atmosphäre atmete Frieden! Merkwürdigerweise wurde dann auch, nachdem der herrliche Chorgesang beendet war, von der Gemeinde der Choral gesungen:

„Peace, perfect peace, in this dark world of sin? The love of Jesus whispers peace within!"

Nach diesem Gesang folgte eine kurze freie Ansprache des Geistlichen, der übrigens nicht im Talar, sondern im langen, schwarzen Gehrock erschien. Nach Schluß des Gottesdienstes forderte mich Mr. Mc. Tamley auf, doch wiederzukommen und ihn auch in seiner Wohnung zu besuchen. Ich erfuhr nachher hier zu Haus von meiner Wirtin, daß er einer der reichsten und angesehensten Männer Harrisburgs ist, der Generaldirektor eines großen Eisenwerks. Seit diesem Abend bin ich auch schon bei ihm zu Tisch eingeladen gewesen. Eines Sonntags stellte er mich in der Kirche seiner Frau vor und die liebenswürdigen Menschen nahmen mich nach dem Gottesdienst mit in ihre Wohnung und luden mich ein, zum Essen da zu bleiben. Frau Mc. Tamley ist Sonntagsschullehrerin; sie und ein Fräulein Maud Handry unterrichten die Chinesenklasse, und zwar leitet erstere den eigentlichen Unterricht, während Miß Maud die kirchlich-musikalische Ausbildung der Langzöpfe übernommen hat. Miß Maud ist übrigens ein ganz reizendes, kluges Mädchen, die auch etwas Deutsch spricht. Auch in ihrer Familie bin ich bereits freundlich aufgenommen worden. Sie hat noch zwei Schwestern und einen Bruder, und als ich neulich bei ihnen war, verlebten wir einen wirklich genußreichen Abend,

denn nicht nur, daß wir alle zusammen sehr vergnügt waren und viel musizierten, ich bekam auch nach einem guten Essen ein Glas porter und ale zu trinken, was mir sonst in keiner Harrisburger Familie, die der Kirche angehört, passiert ist. Das ist überhaupt ein merkwürdiger Punkt hierzulande, die sogenannte Temperenz und Abstinenz. Man betrachtet es in kirchlichen Kreisen — und in der hiesigen amerikanischen Gesellschaft gehört es zum guten Ton, einer Kirche beizutreten, — direkt als eine Sünde, auch nur in mäßigster Weise dem Alkoholgenuß zu fröhnen!, und was für ein Segen ist doch so ein Glas Bier am Abend eines heißen Tages, an dem man stundenlang hintereinander hat reden müssen. Derselben Ansicht ist auch Pastor von Bossert, den ich schon öfter seit unserem Bekanntwerden besucht habe, und ab und zu holen wir uns gegenseitig zum Spazierengehen ab. Neulich haben wir mal einen gemütlichen Dämmerschoppen gemacht.

Nach einem längeren Spaziergang am herrlichen Susquehanna entlang, bis an den Fuß des Gebirges, kehrten wir fröhlich aber durstig zur Stadt zurück und hatten beide den vernünftigen Gedanken, uns irgendwo bei einem Glase Bier zu stärken. Wir wußten ja auch beide ganz gut Bescheid, wo ein guter Tropfen geschänkt wird, nur hatten wir bisher noch nie zusammen gekneipt — er und das Weltkind! Ich steuerte sofort auf die Tür des mir wohlbekannten Bolton-Hotels los. „Nein, wissen Sie, da dürfen wir nicht hinein, dieser Eingang ist nicht für uns; dort an der Ecke jene kleine Pforte führt uns auch zum Ziel und wir werden nicht gesehen!"

Dieselbe Geschichte wie in Cleveland, nur in anderer Auflage! Während Freund Schmidt und ich dort die Sonntagsgesetze umgingen, mußten Herr von Bossert und ich hier am Wochentage ein stilles Pförtlein zum „Paradiese" suchen.

Beim gemütlichen Abendschoppen erklärte mir dann Herr von Bossert den Grund seiner Vorsicht. „Ich muß mich vor meinen englischen Amtsbrüdern in acht nehmen, die einen Trunk Bier als nicht vereinbar mit der Würde eines Geistlichen betrachten, und Sie, mein Freund, müssen dieses Hinterpförtchen deshalb benutzen, weil die Eltern ihrer jugendlichen Schüler und Schülerinnen Sie nicht sehen dürfen, denn sie würden einen Lehrer, der „trinkt", nicht für vertrauenswürdig erachten!"

Trotz dieser angewandten Vorsicht wurden wir doch gesehen, zwar nicht von solchen, vor denen wir uns fürchten mußten, aber von einigen liebenswürdigen Leutchen, die ich an der Tafelrunde im Park-Hotel kennen gelernt hatte. Von diesen, die natürlich stets durch die Vordertür hineingehen, wurde ich denn auch nachher gebührend geneckt.

Das verdarb uns aber nicht die Freude an unserem Zusammensein, und ich glaube, der liebe Bossert wird ein dauernder sympathischer Verkehr für mich bleiben. Diese kleinen „geistlichen" Abschweifungen ins alkoholische Gebiet spielen sich übrigens nicht nur zu zweien ab, sondern oft gesellt sich auch — und zwar besonders zum Frühschoppen am Montag — der erwähnte Pastor Martin aus Steelton zu uns. Wir suchen dann ein kleines verschwiegenes Lokal auf, dicht am Bahnhof, hinter Bretterzäunen versteckt. Trotz

der obskuren Lokalität birgt dieses Häuschen einen Wirt, so wundermild und nett, und ein so köstliches Getränk, wie man es sonst in der ganzen Stadt nicht findet. Uns dreien wird das hinter dem Schanklokal gelegene kleine Stübchen angewiesen, das man bei uns wohl Honoratiorenstübchen nennen würde. Da sitzen wir dann manchen Montag, auch manchen Mittwoch — „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten" — und gedenken der schönen Zeiten im alten Vaterlande, der schönsten wohl ich!

Der Wirt ist ein Bürger der Stadt der Bruderliebe, ein echter Philadelphiaer, und außerdem Quäker, redet uns alle mit „Du" an, was einem allerdings im Englischen nicht so wunderbar vorkommt wie im Deutschen, wenn sie auch komisch genug klingt, die Anrede: Doest thou not want another glass of beer, my brother?" Überhaupt ist die Anrede „my brother" und „thou" einem so geläufig geworden, daß auch wir untereinander oft Spaßes halber sagen: „Prosit, brother, I drink this to thee!" und das tun wir doch zuweilen während eines Frühschoppens!

Nun aber — „um Mitternacht liegt Harrisburg", darum schließe ich heut, geliebte Eltern.

Euer treuer Sohn.

Harrisburg, 15. Juli 97.

Mein liebes Muttchen!

Wir stehen jetzt mitten im Sommer und die Prophezeihungen, die Max mir in Betreff der geschäftlichen Aussichten in Harrisburg gemacht hatte, — nämlich eine Abnahme der Schülerzahl in den Sommermonaten — ist zum Glück nicht eingetroffen; im Gegenteil, ich habe in den letzten Wochen sehr viel zu tun gehabt. Vielleicht ist dies auch dem Umstand zuzuschreiben, daß ich für den Sommer meine Preise herabgesetzt habe. Ich habe dies auch Max vorgeschlagen, der aus Baltimore schreibt, daß das Geschäft in der Berlitz-school recht schlecht ginge.

Neben meinen Privatschülern, von denen ich jetzt zwanzig habe, werde ich bei Beginn des neuen Semesters noch an zwei hiesigen Privatschulen unterrichten, einer Mädchenschule und einer gemischten Schule. Die Vorsteherin der ersteren ist Miß Mary Sargent, mit der mich Max gleich am ersten Tage bekannt gemacht hatte. Sie selbst nimmt seit ungefähr 14 Tagen bei mir deutschen Unterricht, wohl nur, um zu sehen, was ich vom „Handwerk" verstehe und wes Geistes Kind ich sei. Neulich machte sie mir nun den Vorschlag, ich sollte im nächsten Schuljahr den deutschen Unterricht an ihrer Schule übernehmen. Ich nahm natürlich mit Freuden an, und wie ein Unglück niemals allein kommt, so kam auch

dies Glück nicht allein, denn einen Tag, nachdem ich dieses Arrangement mit Miß Sargent getroffen hatte, kam die andere Schulvorsteherin, Miß Tomkinson, zu mir, und fragte mich, ob ich nicht an ihrer Schule den französischen Unterricht geben könnte. Ich sagte auch natürlich hier mit Freuden zu, obgleich mir bei dem Gedanken, daß ich nun so plötzlich an einer amerikanischen Schule Französisch unterrichten sollte, nicht ganz wohl war; denn man muß doch bei diesem Unterricht immer in zwei fremden Sprachen denken. In französischer Konversation habe ich mich ja in Milwaukee genügend geübt, aber das systematische Unterrichten, die Grammatik usw. — das ist doch immer noch etwas anderes, na, es wird schon gehen. Es sind ja noch einige Wochen bis zum Schulanfang, so daß ich mich noch etwas vorbereiten kann.

Miß Sargents french instructor ist ein Franzose. „Monsieur," wie er allgemein nur genannt wird, ist ein recht unglückliches Menschenkind; still, schüchtern, den Mädchen gegenüber ohne Autorität, so daß sie ihm fürchterlich auf der Nase rumtanzen. Der arme Kerl hat auch außer dieser Stelle an der Schule keine Privatschüler, so daß es ihm finanziell sehr schlecht geht. Er kann deshalb sein Äußeres nicht immer à quatre épingles halten; dies allein schon liefert Stoff zu seiner Verhöhnung, denn Kinder — namentlich Mädchen — sind ja immer grausam! Er hatte einen Bruder hier, den er zärtlich liebte und der kürzlich starb; seitdem ist der arme Mensch ganz vereinsamt und totunglücklich.

Dies alles erzählte mir Miß Sargent und bat mich dabei, zu versuchen, ihn aus seiner Lethargie aufzurütteln.

Dies gelang mir aber nicht, denn der gute Monsieur ist eben in seiner tiefen Melancholie für einen anderen normalen Menschen zum Umgang nicht zu gebrauchen. Vielleicht kommt auch etwas Antipathie gegen mich als Deutschen hinzu, kurz, ich habe ihm nicht näher kommen können, obgleich es mir aus mancherlei Gründen erwünscht gewesen wäre, in freundschaftlichen Verkehr mit ihm zu treten. Wir hätten beide davon profitiert. Gemeinschaftliche Spaziergänge, gegenseitige Besuche, gelegentlich ein Glas Wein à deux hätten ihn vielleicht aus seinem Hintrauern herausgerissen, ja ihm vielleicht bis zum gewissen Grade den Bruder ersetzt, während ich neben dem Gewinn eines Freundes auch im Französischen profitiert hätte. Aber es ging eben nicht! Ich hatte angefangen, pro forma bei ihm französischen Unterricht zu nehmen, um ihm etwas näher zu kommen; er kam pünktlich zur festgesetzten Stunde, wir lasen etwas zusammen, dann ging er wieder pünktlich. Meine verschiedentlichen Einladungen wurden stets kühl und bestimmt abgelehnt. Es war, als wenn er dächte, daß alles Neue und Fremde, das an ihn herantrat, die stille Trauer um seinen Bruder hätte entweihen können!

Dafür bin ich aber einem jungen Amerikaner, einem meiner Schüler, näher getreten. Es ist ein Dr. Culp, welcher als Fabrikarzt bei dem großen Eisenwerk in Steelton angestellt ist und der auch außerdem eine große Praxis besitzt. Er will noch in diesem Sommer nach Deutschland gehen, um dort weiter zu studieren, und sich dann nach seiner Rückkehr hier als Spezialist für Nasen- und Kehlkopfkrankheiten niederlassen. Der amerikanische Arzt, besonders der Spezial-

arzt, gilt hier im allgemeinen erst dann etwas, wenn er — nicht etwa irgendwo in Europa — sondern gerade in Deutschland oder Österreich längere Zeit an Krankenhäusern gearbeitet hat. Zu diesem Zweck nimmt er nun deutschen Unterricht bei mir, um von seinem Aufenthalt und seinen Studien drüben auch Vorteil zu haben.

Nun habe ich eine Idee, liebste Eltern; da mir der Mann sehr sympathisch ist, fein gebildet, klug, liebenswürdig, so dachte ich, es wäre sehr nett, wenn er zunächst nach seiner Ankunft in Deutschland einige Wochen bei uns auf dem Lande zubringen könnte. Platz ist ja genug im alten Haus, und von Gästen wird's ja so wie so den ganzen Sommer nicht leer, also warum nicht einmal einen Amerikaner? Ihr würdet einen prächtigen, interessanten Menschen in ihm kennen lernen, und für ihn würde der erste Eindruck im fremden Lande ein angenehmer und schöner sein. Außerdem würde er sehr viel in sprachlicher Hinsicht profitieren. Ich habe mit ihm bereits darüber gesprochen und er hat sich auch gar nicht gegen meine Pläne gesträubt, sondern würde wohl sehr gern die Einladung annehmen, die Du, mein lieber Vater, ihm, bitte, senden willst. Glaubt mir, Ihr werdet viel Freude von diesem Besuch haben!

Als ich ihm neulich diese meine Idee entwickelt hatte, forderte er mich nach der Stunde auf, mit ihm Abendbrot zu essen und wir gingen in ein Hotel, wo wir bei einer Flasche Wein und „club-sandwiches“ viel über die Sache sprachen; manch lieber Gedanke flog zu Euch hin, während ich meinem Freunde von der Heimat, unserem schönen Landleben — wie es das hier in der Art gar nicht gibt — und Euch allen erzählte.

Club-sandwiches ist ein Gericht, das ausgezeichnet schmeckt, und bei uns in Deutschland ganz unbekannt sein dürfte. Es wird folgendermaßen zubereitet: Man nehme Weißbrotscheiben, röste sie schön braun (toast), streiche sie mit Butter, belege sie mit kaltem gebratenem Huhn, heißem gebratenem Speck und Salatblättern; darauf gibt man einen Löffel dicke Mayonnaise und legt eine zweite Scheibe „buttered toast“ darauf.

Nun versucht doch mal, nach meinem schönen Rezept, diesen kulinarischen Genuß herzustellen. Guten Appetit!

Euer treuer Sohn.

Harrisburg, 12. September 97.

Liebstes Muttchen!

Das neue Schuljahr hat angefangen und ich bin mitten in der Arbeit. Der Unterricht an den beiden Privatschulen, für die ich kürzlich engagiert wurde, macht mir riesigen Spaß, obgleich ich jetzt mit all dem Privatunterricht so viel zu tun habe, daß der Tag eigentlich 24 Arbeitsstunden haben müßte. Die Hauptsache aber ist, ich verdiene kolossal viel Geld, kann mir ein schönes Sümmchen zurücklegen, und wenn's so weiter geht, so komme ich im nächsten Sommer während der Ferien zum Besuch nach Hause, und die Sommerferien dauern hier $2^1/_2$ Monate.

In der Sargentschen Schule sind's lauter Mädels, die ich unterrichten muß, in der jüngsten Klasse allerdings auch einige kleine Jungens. Diese Klasse ist überhaupt zu niedlich; die Kinder sitzen während des Unterrichts auf kleinen Stühlchen um mich herum, und zu Anfang der Stunde gibt's immer erst eine große Prügelei, weil jeder neben mir sitzen will, und ich habe doch für diesen Zweck nur drei Seiten zur Verfügung. Diese Kleinsten unterrichte ich nach dem ersten Berlitzbuch, ganz einfache deutsche Fragen und Antworten. Dazwischen wird natürlich auch viel Englisch geplappert, denn in jeder Stunde haben sie mir alle möglichen wichtigen Neuigkeiten aus ihrer Kinderstube zu erzählen.

Die nächst höhere Klasse besteht aus Mädchen von 11 bis 13 Jahren — sie machen mir die wenigste Freude; ganz gute Jören, aber fürs Studium wenig eingenommen und zuweilen geradezu ungezogen; hauptsächlich die eine, die ich, wenn sie nicht ein Mädchen wäre — ein Biest nennen würde! Miß Sargent hätte sie schon längst aus der Schule gejagt, wenn ihr Vater nicht ein reicher und angesehener Mann wäre.

Der Unterricht in der obersten Klasse ist dagegen sehr erfreulich. Da habe ich 6 Mädchen von 15 bis 17 Jahren, die wirklich lernen wollen, weil sie sich zum Examen für irgend ein college vorbereiten; alle klug, liebenswürdig und bescheiden. Eine von diesen sechs ist eine Miß Neffit, in deren Elternhaus ich viel verkehre, zwei Brüder von ihr nehmen bei mir Privatunterricht.

Von einem anderen meiner Schüler möchte ich Dir jetzt noch erzählen, dessen Bekanntschaft leicht zu einem Wendepunkt in meinem Leben hätte führen können.

Dieser Herr, ein hiesiger bekannter und reicher Arzt, Dr. Palmer, jetzt leider nicht mehr mein Schüler, ist vor einigen Tagen nach Deutschland abgereist. Er nahm vom ersten Tage meines Hierseins an deutschen Unterricht bei mir; ich konnte mir's zuerst gar nicht erklären, warum dieser schon ältere Mann so erpicht auf das Studium der deutschen Sprache war, die er doch für seinen Beruf gar nicht gebrauchte. Bald klärte er mich hierüber auf: er war nämlich seit längerer Zeit schon für eine Konsulstelle in Deutschland ausersehen und wurde jetzt zum Generalkonsul für Hamburg ernannt. Dr. Palmer hatte die Absicht, mich als ersten

Konsulatssekretär oder Vizekonsul nach Hamburg mitzunehmen, und so war für mich die Aussicht ganz nahe gerückt, in angesehener und einträglicher Stellung wieder in der alten Heimat leben zu können. Die Sache kam aber leider anders, als wir gedacht hatten. Dr. Palmers Vorgänger hatte nämlich im Staatsdepartement in Washington einen anderen Herren als Vizekonsul für Hamburg in Vorschlag gebracht, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als diesen ihm gewissermaßen aufgedrungenen Beamten zu akzeptieren. Er hat mir jedoch gesagt, ich sollte mit ihm in Korrespondenz bleiben, man wüßte nicht, wie die Sachen in Hamburg sich gestalten würden, und es wäre ja immerhin möglich, daß er später eine Änderung in der Besetzung seines ersten Stellvertreters eintreten lassen könnte.

Diese Hoffnung, Euch bald und unter so günstigen Verhältnissen wieder zu sehen, ist also fehlgeschlagen; schadet nichts, wer weiß, wozu es gut ist, meine Zukunft liegt eben wohl hier in Amerika.

Gesellschaftlich ist's ein großer Verlust für mich, daß Palmers nicht mehr in Harrisburg sind, ich habe in der reizenden Familie aufs freundschaftlichste verkehrt, war oft am Sonntag zum Mittag dort eingeladen, fuhr mit dem Doktor spazieren, plauderte mit der geistreichen Frau Palmer oder neckte mich mit der kleinen Fanny, dem zehnjährigen Töchterchen. Palmers haben mich übrigens herzlich eingeladen, bei meiner Ferienreise im nächsten Sommer einige Tage ihr Gast zu sein.

Revenons à nos moutons — nämlich zu meinen kleinen Schülern.

Es ist mir aufgefallen, daß die Kinder hier in Amerika im allgemeinen viel ungezogener sind als bei uns, besonders natürlich die Jungens. Ungezogen ist vielleicht nicht mal das richtige Wort: Dreist, niemals auf den Mund gefallen, wir würden wahrscheinlich sagen — frech. Amerikanische Eltern beurteilen das aber ganz anders; sie sind der Ansicht, daß Übermut, Tollheit und Dreistigkeit zu einem ordentlichen Jungen gehören; die Kinder sprechen mit ihren Eltern so offen und frei, wie es bei uns in Deutschland gar nicht möglich ist. Erlaubt sich der Junge dem Vater gegenüber eine kleine Frechdachsigkeit — so lacht dieser vernünftigerweise; der Mutter gegenüber ist er meist schon der kleine Kavalier.

Großen Respekt und Ehrerbietung vor älteren Personen kennt die amerikanische Jugend nicht; er wird ihr nicht anerzogen, weder im Hause noch in der Schule. Es wird dem Kinde wohl gesagt, daß es höflich gegen jedermann sein muß, aber Respekt vor einer Person zu haben, nur weil sie älter ist, das hält man für überflüssig! Ich glaube, der Amerikaner hat mit dieser Ansicht gar nicht so unrecht; denn warum soll ein Kind ohne weiteres vor einer Person Achtung haben, nur des höheren Alters wegen, wenn diese Person doch vielleicht gar nicht achtungswert ist. Es ist vielleicht ein ganz gutes Erziehungsprinzip, schon das Kind darauf hinzuleiten, daß es instinktiv den Menschen nur nach seinem wirklichen Wert beurteilt. So wird dem Kinde auch nie gesagt, „mach dem Onkel einen Diener, gib der Tante ein Küßchen,“ wie das bei uns leider so Mode ist. Der Junge sagt einfach zu dem fremden Gast: „good morning,

Sir, how d'you do," und reicht ihm die Hand, — that settles the matter. Prügel bekommt das amerikanische Kind nicht — Gott sei Dank!, nicht einmal in anständigen Arbeiterfamilien. Und wenn es hier auch in größeren Städten eine Kinderschutzgesellschaft gibt, so hat dieselbe nur mit der Fürsorge für Kinder eingewanderter Eltern zu tun. Die amerikanischen Eltern haben andere Mittel, mit denen sie ihre Kinder für kleine Verfehlungen strafen; meist sind dies solche Mittel, die den Kleinen schon an die Ehre gehen und infolgedessen das Ehrgefühl wecken. Die Folge dieser Erziehungsmethode ist die, daß der Amerikaner sich in seiner Jugend ein aufrichtiges und wahrhaftes Volk heranzieht; fast ausnahmslos ist das amerikanische Kind aufrichtig, die Lüge ist eine große Seltenheit. Warum sollte das Kind auch lügen? Es spricht ganz offen über die kleinen Sachen, und gesteht auch ruhig größere Streiche, die es pexiert hat; denn es weiß, es wird weder hart angefahren noch körperlich gezüchtigt, sondern nur in ernster und doch liebevoller Weise von den Eltern ermahnt.

Daß diese Erziehungsweise zwar bei manchen Kindern nicht zum Guten ausschlägt, ist wohl anzunehmen, aber im allgemeinen glaube ich, wird man auf diese Art einen jungen Mann heranziehen, der selbständig und charaktervoll sich in allen Verhältnissen und jeder Lebenslage bewährt.

Die Erziehung der kleinen Mädchen wird nach denselben Prinzipien gehandhabt; auch hier die größte Freiheit bei liebevollstem Eingehen auf alle sich entwickelnden Charaktereigenschaften.

Könnte man nicht bei uns in Deutschland in dieser Beziehung von den Amerikanern manches lernen?

Nun etwas anderes, liebes Muttchen — vom Erhabenen zum Lächerlichen ist ja nur ein Schritt. Ich muß Euch heute doch von unserer Tafelrunde im Parkhotel erzählen. Hier hatte mich Max einen Abend gleich nach meiner Ankunft in Harrisburg eingeführt, da er meinte, ich würde in diesem Kreise ebenso wie er manche vergnügte Stunde verleben. Er hat mir hierin nicht zu viel versprochen, denn sie sind alle „jolly good fellows," die sich da zum kühlen Abendtrunk zusammenfinden, mit einer Ausnahme nette gebildete Menschen, jeder ein Original. Meine beiden geistlichen Freunde kann ich in diesen Kreis allerdings nicht einführen, das würde sofort in Harrisburg herum sein, und wenn auch der frische, fröhliche, zuweilen etwas derbe Ton, der dort herrscht, sie nicht weiter stören würde, so darf sich doch der Geistliche hier in diesem puritanischen Nest nicht zum fröhlichen Abendschoppen hinsetzen. Mich aber hat's seit jenem Abend — nach des Tages Last und Hitze — natürlich schon oft in den gemütlichen Kreis gezogen.

Die erwähnenswertesten Persönlichkeiten der Tafelrunde sind: der alte Postmeister Rotärmel, genannt „Colonel" Rechtsanwalt Snyder und „Professor" Knoche (sprich „Nacky").

Der Titel Colonel für den alten Postmeister ist natürlich ein Spitzname, da er ja nie, weder in Amerika noch in anderen Erdteilen je einen militärischen Rang bekleidet hat. Wie schon der Name sagt, ist der alte Herr deutscher Abstammung, d. h. sein Urgroßvater ist aus Deutschland ein-

gewandert, direkt nach Pennsylvania, mitten in denjenigen Teil unseres schönen Staates, nämlich nach Lebanon County, wo das Pennsylvania Dutch gesprochen wird. Diese Sprache ist etwas ganz Eigenartiges, ein Gemisch von Deutsch und Englisch, welches aber im Lauf des letzten Jahrhunderts sich zu einer ganz eigenen besonderen Sprache herausgebildet hat. Man darf Pensylvania Dutch nicht mit dem schlechten Englisch vergleichen, das von vielen ungebildeten Deutschen hier gesprochen wird, die aus englischen Worten durch irgendeine Veränderung oder korrumpierte Aussprache deutsche Worte machen, wie z. B. das schöne Wort „muven" von to move; nein, dieses Pennsylvania Dutch hat sich seit der Kolonialzeit, wo Tausende von Deutschen gerade in diesen Teil des Landes einwanderten, allmählich zu dem entwickelt, was es heute ist, nämlich eine eigene Sprache, die sogar ihre eigene Literatur hat. So hat ein hiesiger Redakteur einer englischen Zeitung ein Buch in Pennsylvania Dutch geschrieben: „Humoristische Erzählungen aus dem Leben der Deutschen".

Nun noch eine Bemerkung über das Wort Dutch. Dasselbe hat hier nichts mit „holländisch" zu tun, was die eigentliche Übersetzung ist; es hat sich zunächst natürlich aus der korrumpierten Aussprache des Wortes Deutsch gebildet, aber gerade als Pennsylvania Dutch hat es seine besondere Bedeutung gewonnen, während es sonst im allgemeinen heutzutage in der ganzen englisch sprechenden Welt als Schimpfwort für die Deutschen gebraucht wird. Für den ungebildeten Amerikaner umfaßt übrigens das Wort Dutch in geographischem Sinne nicht nur deutsch, sondern auch

böhmisch, polnisch, österreichisch, ungarisch, schweizerisch — „it's all Dutch" — nur nicht holländisch!

Dies war eine kleine Abschweifung, liebes Muttchen; ich kann Euch aber sagen, wenn der alte Colonel Postmeister einen Witz in Pennsylvania Dutch erzählt, was allerdings meist erst nach Mitternacht geschieht, dann fängt es an, besonders gemütlich zu werden.

Zur Charakteristik des Professors Knoche — sprich „Nacky". — Er ist Organist an einer hiesigen englisch-lutherischen Kirche und gibt außerdem in seinen Mußestunden Musikunterricht. Ein prächtiger Pommer und von sprudelndem Humor! Ich habe es immer gern, wenn Knoche später als ich zur Tafelrunde kommt, was Sonntags und Mittwochs der Fall ist, wo er zum Abendgottesdienst, resp. prayer-meeting die Orgel spielen muß. Es ist nämlich ein köstlicher Anblick, wenn Knoche, aus der Kirche kommend, heiß, durstig, müde das Lokal betritt, bei jedem Schritt schnaufend, pustend und mit dem Taschentuch wedelnd, sich dann in einen Stuhl fallen läßt und mit ersterbender Stimme haucht: „Johnny, drei Glas Bier!" „You old drunkard", sagt dann der reich gewordene Schlächtermeister, das einzige unangenehme Element in diesem Kreise. „Haben Sie nicht genug an einem Glas Bier auf einmal?" Voller Verachtung dreht dann der dicke Knoche sein rotes Vollmondsgesicht einem anderen Gast zu und würdigt jenen keines Blicks. Die Animosität zwischen diesen beiden entspringt hauptsächlich patriotischen Gefühlen; Bernard ist Elsässer, Knoche guter deutscher Patriot geblieben. Gewöhnlich kommt es dann auch abends zu einer so animierten Kontroverse zwischen

ihnen, daß ein Dritter einspringen muß, um sie davon abzuhalten, handgreiflich zu werden. Unter lauter Deutschen wäre ja die Anwesenheit von zwei solchen feindlichen Brüdern höchst ungemütlich, aber in diesem internationalen Milieu auf amerikanischem Boden tragen die beiden Kampfhähne zur Anregung bei. Das drolligste an Knoche ist sein „Chimborasso", auf Deutsch Bauch, der ihm einen halben Meter Spannweite bis zum Tisch vorschreibt. Nun sieht es zu komisch aus, wenn er sich vorbeugt, zunächst eins der drei Glas Bier hinunterstürzt, es hinstellt, dann das zweite, und sich dann behaglich in seinen Stuhl zurücklehnt. Hierauf fängt gewöhnlich der erste Zank mit Bernard an.

Der gute Knoche ist übrigens, soweit ich's beurteilen kann, ein hervorragender Künstler; ich bin oft bei ihm an Sonntagabenden auf dem Kirchenchor gewesen, und sein Schönstes ist, wenn er mir dann einen unserer alten deutschen Choräle vorspielen kann. Über die amerikanischen Choräle macht er sich mehr oder weniger lustig. Nach unserer Auffassung würde man diese ja auch allerhöchstens geistliche Volkslieder nennen. Viele Texte werden nach deutschen Volksmelodien gesungen und alle ohne Ausnahme im Marschtempo. Dabei muß ich aber allerdings erwähnen, daß es einige wunderschöne amerikanische Choräle gibt.

Durch Knoche machte ich übrigens auch noch die Bekanntschaft eines anderen sehr musikalischen Deutschen, mit Namen Wentzel. Er ist in Deutschland Architekt gewesen, hat bis vor kurzem als Zeichner in hiesigen Eisenwerken gearbeitet und ist augenblicklich außer Stellung. Er ist ein reizend liebenswürdiger Mensch, ich weiß nicht, wie er

in seine jetzige prekräre Lage geraten ist; er kommt auch zuweilen zur Tafelrunde.

Der Rechtsanwalt Snyder ist ebenfalls von deutscher Abstammung, versteht aber kein Wort Deutsch, nur einige Brocken Pennsylvania Dutch, d. h. — des Postmeisters Witze. Im übrigen trägt er selbst viel zur Unterhaltung bei, da er ein sehr kluger Mensch ist.

Mir schmeckte zuerst das Bier gar nicht im Parkhotel, hell, wässerig, leicht, und ich machte den Stammgästen gegenüber aus meinem Mißfallen kein Hehl. „Da habe ich doch in Milwaukee ganz anderes Bier getrunken," sagte ich, worauf sich natürlich ein Sturm der Entrüstung erhob.

„Nein, meine Herren, solch Bier war ich in Milwaukee nicht gewöhnt zu trinken, aber es wird auch in keiner Brauerei in den Vereinigten Staaten solch gutes Bier geliefert, wie das Gettelmannsche in Milwaukee ist."

„You old bragger, schneiden Sie doch nicht so auf," und andere Worte flogen mir an den Kopf. Um meinen Worten Nachdruck zu verleihen, schlug ich vor, wir wollten uns eine Kiste Gettelmannsches Bier aus Milwaukee kommen lassen und dadurch allen Zweifeln ein Ende bereiten. Die Hauptfrage war: Wer trägt die erheblichen Frachtkosten? Ich schlug vor, an die Gettelmannsche Brauerei zu schreiben und anzufragen, was die Frachtkosten für zwei Kisten à 24 Flaschen Bier von Milwaukee nach Harrisburg betragen würden. Meinem Rat wurde gefolgt; nach wenigen Tagen traf folgende Antwort von der Brauerei ein: An die Tafelrunde im Parkhotel, Harrisburg. „Werte Herren, wenn Sie uns eine Geschichte Ihrer Tafelrunde einsenden

wollten, so wären wir gern bereit, Ihnen zwei Kisten unseres Bieres unentgeltlich nach Harrisburg zu senden."

Was nun? Jetzt mußten wir uns also eine Geschichte des „Klubs" ausdenken und ich wurde mit dieser ehrenvollen Aufgabe betraut. Ich antwortete der Gettelmannschen Brauerei, daß wir zwar keinen Klub gegründet hätten, aber eine Korona von Männern wären, die sich allabendlich zu löblichem Tun im Parkhotel zusammenfänden, und auch ohne Satzungen würdig wären, ihr gutes Bier zu trinken!

Dann erfolgte eine humoristische Charakteristik der Hauptthelden unserer Tafelrunde. Unterschrieben wurde dieses Schriftstück von allen außer Bernard — dem habe ich's nicht gegönnt. Ihr könnt Euch denken, mit welcher Spannung von meiner Seite, mit welcher Ungläubigkeit von all den anderen die Antwort aus Milwaukee erwartet wurde. Aber sie ließ nicht lange auf sich warten; 8 Tage nach Absendung unseres Briefes kam eines Nachmittags Wentzel freudestrahlend zu mir, um mir mitzuteilen, das Gettelmannsche Bier wäre angekommen.

Natürlich forderte ich ihn sofort auf, an diesem meinem Milwaukee-Erinnerungsfest teilzunehmen. Der Abend verlief denn auch in höchst angeregter und gemütlicher Weise. Zunächst freute sich natürlich jeder an der Tafelrunde, daß es Freibier gab; unsere Korrespondenz mit der Gettelmannschen Brauerei wurde verlesen und dann ging man dazu über, dem edlen Stoff alle Ehre anzutun, — schon nach kurzer Zeit war von den 48 Quartflaschen nichts mehr übrig! Daß es ihnen vorzüglich geschmeckt hatte, behaupteten allerdings nur Knoche, Wentzel und ich; die anderen

beharrten — meiner Ansicht nach aus Lokalpatriotismus — auf ihrer Meinung, das leichte Harrisburger Bier sei viel schöner und bekömmlicher. Snyder und der Colonel gestanden mir aber nachher in einem anderen Lokal (beim Limburger Käse, der stets das wind-up unserer Sitzungen machte), daß sie niemals in ihrem Leben so gutes Bier getrunken hätten. Knoche und der Fleischermeister haben sich, soviel ich weiß, noch zu früher Morgenstunde über diese Frage in den Haaren gelegen.

Wentzel und ich gingen gegen Morgen noch am Flußufer spazieren, die Frontstraße entlang, dann über die alte hölzerne Brücke hinüber ans andere Ufer und sprachen so mancherlei; die Quintessenz war „what fools we mortals be!"

Diese hölzerne Brücke über den Susquehanna ist ein merkwürdiges Bauwerk. Sie existiert bereits seit 150 Jahren aus Holz, so wie sie jetzt ist. Die Stadtväter gerieten vor einiger Zeit in Sorge, ob sie auch noch sicher sei, denn jeder hinüberfahrende Bauernwagen erschütterte das alte Holzgestell in seinen innersten Tiefen. Ein Sachverständiger aus Newyork, welcher berufen wurde, um die Tragfähigkeit der Brücke festzustellen, gab folgendes Urteil über dieselbe ab: „Diese Brücke wird zusammengehalten nur durch die Macht der Gewohnheit und die Gnade Gottes!"

Mit diesem weisen Urteilsspruch will ich endlich den langen Brief schließen, mein liebes Muttchen, und sende Euch allen meine innigsten Grüße.

Euer treuer Sohn.

Harrisburg, den 18. Oktober 97.

Meinen kurzen Glückwunsch zu Vaters Geburtstag werdet Ihr wohl erhalten haben und heute will ich Euch Lieben nun wieder etwas ausführlicher erzählen. Inzwischen sind wir am 1. Oktober in eine neue Wohnung gemuwt; in eine feine Gegend an der Frontstraße, die am Flußufer entlang läuft, und uns gerade gegenüber liegt die bewußte alte hölzerne Brücke. Von meinem Schlafstubenfenster aus übersehe ich den schönen, imponierenden Susquehanna in seiner ganzen Breite. Mein Studio in dieser neuen Wohnung befindet sich in einem früheren Gewächshaus, einer ans Haus angebauten Glasveranda, das Dach aus Glas und die eine ganze Außenwand aus Glas. Schön ist ja dieser Raum, hell und freundlich, und zum Unterrichten sehr geeignet, aber ich fürchte doch, er wird zum Winter sehr kalt werden. Um ihn behaglich einzurichten, schaffte ich mir hübsche Möbel an, den Schultisch nach eigenen Maßbestimmungen, weil alle Tische zu klein waren, ferner eine Chaiselongue, einen Bücherschrank und einen sogenannen Faulenzer, dazu einen schönen großen japanischen Teppich durchs ganze Zimmer. Mein Schlafzimmer befindet sich im oberen Stockwerk und ist auch recht gemütlich eingerichtet.

Mrs. Aberdeen in ihrer naiven Schlauheit machte mir zuerst den Vorschlag, ich möchte doch das Haus in Frontstreet mieten, das Boarding-house halten, und sie und ihre Töchter mit entsprechendem Gehalt als Wirtschafterinnen einsetzen. Sie hätte dabei natürlich gar kein Risiko gehabt, aber ich lehnte dankend ab, denn mir ist mein Bankkonto wahrlich lieber als ein unsicheres Geschäftsunternehmen. Die armen Aberdeens sind ja auch zu bedauern, sie leiden an stetem Überfluß an Geldmangel; eine vornehme verarmte Familie, die auf diese Weise ihren Lebensunterhalt verdienen will, aber niemals auf einen grünen Zweig kommen wird.

Ich muß diesen Brief so zwischendurch einflicken, denn meine Zeit zählt wirklich nach Minuten. Es ist jetzt nachmittags 2 Uhr, ich habe ein bißchen geruht und muß um 3 Uhr wieder zur Schule. Von 4 bis halb 9 Uhr habe ich dann bei mir Privatunterricht zu geben, vormittags war ich auch schon von 9 bis 12 Uhr tätig. Ich wünschte, mein liebes Vaterchen, Du könntest mal hier bei mir behaglich im Lehnstuhl sitzen und meinem Unterricht zuhören, ich glaube, Du würdest Deine Freude daran haben. Unterrichten ist mir ja nie schwer geworden, auch der Unterricht beim Regiment hat mir immer Freude gemacht.

Zwei meiner Schülerinnen aus der Tomkinsonschen Schule nehmen jetzt außerdem bei mir Privatunterricht. Diese beiden jungen Mädchen machen mir viel Freude; sie wollen im April das Examen für Bryn Mawr-College machen und sind riesig bei der Sache. Neulich las ich mit ihnen das Geibelsche Gedicht „Wo still ein Herz in Liebe glüht," und wir übersetzten dann den Inhalt. „Wer von

Ihnen kann mir nun bis zur nächsten Stunde dieses Gedicht in englische Verse bringen?" Beide lachten und versprachen, ihr Bestes zu tun. Ich selbst wollte als Lehrer natürlich nicht zurückstehen und versuchte ebenfalls mein Bestes. Die beiden Mädels hatten ihre Aufgabe wirklich sehr hübsch gelöst. Das Resultat meines dichterischen Versuchs in der fremden Sprache füge ich meinem Brief bei. Ich glaube, die Übertragung ist mir ganz gut gelungen; meine Schülerinnen freuten sich jedenfalls darüber und schrieben sie sich ab.

Wir haben viel deutsche Poesie miteinander gelesen und übersetzt, denn ich betrachte es gerade für meine älteren und intelligenteren Schüler als eine Hauptaufgabe, ihnen die Schönheit unserer herrlichen deutschen Sprache zugänglich zu machen.

Du kannst Dir gar nicht denken, liebes Vaterchen, was für eingehende Vorbereitung dieser Unterricht bei den älteren, vorgeschrittenen Schülern erfordert. Hier geht es ja nicht wie in der Schule langsam und bedächtig — Schritt für Schritt — vorwärts, sondern in wenigen Monaten muß Enormes geleistet werden, natürlich auch vom Lehrer. In den Colleges: Bryn Mawr, Wassar, Princeton, Harvard u. a. wird z. B. beim Aufnahmeexamen in Deutsch verlangt: Unpräparierte Stücke fließend lesen und übersetzen, fehlerlos nach Diktat Deutsch schreiben, leichte Unterhaltung führen und eine allgemeine Kenntnis der deutschen Literatur. Dieses Pensum in 6 Monaten zu bewältigen, ist nichts Leichtes.

Merkwürdigerweise habe ich bis jetzt noch kein Lehrbuch gefunden, in dem vernünftige Abhandlungen sind, welche

die gelernten Regeln verständig zur Anwendung bringen. Zu diesem Zweck muß ich mir also alle für die Schüler bestimmten Aufgaben, Sätze, ja kleine Erzählungen, selbst ausarbeiten. Für den französischen Unterricht ist diese Vorbereitung natürlich noch viel schwieriger, da ich dabei doch immer in zwei fremden Sprachen operieren muß. Ich habe oft schwer und ermüdend zu arbeiten, täglich 10 bis 11 Stunden, aber man arbeitet doch für sich selbst und seine Unabhängigkeit, das macht die Arbeit angenehm. Außerdem ist mir mein Beruf nicht nur Broterwerb, sondern gewährt mir wirklich große Befriedigung. Ich werde im Winter nach meiner jetzigen Berechnung und nach den Anmelduugen für Unterricht, die ich jetzt schon habe, ungeheuer viel zu tun bekommen und ein schönes Stück Geld verdienen. Auch jetzt verdiene ich soviel, daß ich angenehm und sorgenfrei lebe und stets à quatre epingles gekleidet gehen kann, was in meinem Beruf hier eine große Hauptsache ist. Die Kreise, in denen ich verkehre, sind die besten und ältesten Familien der Stadt, ausschließlich Amerikaner von feinster Bildung. Am liebsten verkehre ich bei McTamleys, von denen ich Euch ja schon schrieb, und die von wirklich rührender Freundschaft für mich beseelt sind. Herr Mc. Tamley sagt, daß er gleich den ersten Abend, als er mich an der Kirchtür sah, das Gefühl hatte, „zu dem mußt Du hingehen und ihm die Hand geben."

Wir sitzen oft abends zusammen vor seinem Hause in Frontstreet, die schönen alten Bäume und den Susquehanna dicht vor der Tür, dann plaudern wir Englisch, auch Deutsch, vertraulich und herzlich, und mir fehlen nur meine Lieben aus

der alten Heimat! Liebstes Muttchen, was für ein Segen ist doch ein erfolgreicher Beruf, geregelte Arbeit und dann in den Mußestunden — liebe Menschen!

Letzten Sonntag war ich mit dem größten Teil meiner Schüler, 24 an der Zahl, in der deutschen Kirche bei Pastor von Bossert. Wie ich selbst durch gute englische Kanzelredner viel für die Sprache profitiert habe, so halte ich es auch für meine Schüler sprachlich für lehrreich, von Zeit zu Zeit in eine deutsche Kirche zu gehen. Dieser erste allgemeine Kirchgang gestaltete sich sehr amüsant. Punkt 10 Uhr versammelten wir uns an dem verabredeten Treffpunkt vor dem „Kapitol“, dem Abgeordnetenhause. Ich selbst hatte Miß Sarah Mary Brown, eine meiner besten und liebsten Schülerinnen, Tochter eines Generals, zu diesem Kirchgang abgeholt; jede meiner Schülerinnen erhielt dann ein paar weiße Nelken, was natürlich großes Entzücken hervorrief und dem Ganzen ein festliches Gepräge verlieh. Dann ging's in die Kirche.

Ich mußte innerlich lachen bei dem Gedanken, wenn ich so in meiner früheren Garnison mit 20 blumengeschmückten jungen Mädchen durch die Straßen gezogen wäre, aber — safety lies in numbers!

In dem kleinen Kirchlein meines Freundes erregte unsere feierlich-vergnügte Prozession Aufsehen. Da er von unserem Kommen gewußt hatte, so waren die ersten 4 Reihen für uns reserviert worden. Wir machten uns gut! Wieviel meine Mädels und Jungens von der guten Predigt Bosserts verstanden haben, vermag ich nicht zu sagen. Sarah Mary machte jedenfalls die größten Anstrengungen, mit mir aus demselben Gesangbuch den schönen deutschen Choral zu singen.

Neben dem erzieherischen Moment hatte ich auch Freund Bossert eine große Freude bereitet. Weißt Du, liebes Muttchen, er war nämlich etwas eifersüchtig, weil ich der englischen Presbyterian Church beigetreten war. Das klingt vielleicht komisch, ist aber bei den hiesigen Verhältnissen verständlich. Er sprach damals gleich seine Verwunderung darüber aus, daß ich mich nicht einer deutschen Kirche angeschlossen hätte, aber sieh mal, mein Interesse liegt zunächst im englischen Amerikanertum, erstens der Sprache wegen, zweitens weil ich mich hier zum erstenmal in feingebildeten, amerikanischen Familien bewege, die mir nur durch die Kirche zugänglich sind, und — last but not least — weil aus diesen Kreisen meine Schüler hervorgehen. Bossert hat diese Gründe ja auch eingesehen, und darum sind wir gute Freunde geblieben. In den Augen des anderen deutschen Pastors dagegen bin ich schon wieder einmal „Detlev Apostata"!

Mit einigen Auserwählten machte ich nach der Kirche noch die „Churchparade" mit und dann gingen wir in ein ice-cream-parlor, wo dies auserwählte halbe Dutzend sich's wohlschmecken ließ, — ich dachte an meine Kadettenzeit. Weißt Du noch, liebes Vaterchen, wie wir in Kulm beim Konditor Lehmann saßen, als Du zu meiner Einsegnung hingekommen warst. Du hattest außer den Vettern noch die Söhne zweier Kriegskameraden, Freund und Hoernigk eingeladen, und besonders der letztere leistete so Enormes in Kuchen!

Neulich hatte ich eine große Freude. Die Mutter einer Schülerin, die vor einem halben Jahr im deutschen Examen am College Bryn Mawr durchgefallen war, kam nämlich

zu mir und bedankte sich in reizend liebenswürdiger Weise für den von ihrer Tochter beim zweiten Examen erzielten Erfolg. Die Tochter selbst schrieb mir nach einigen Tagen auch noch einen Dankesbrief, weil sie glaubte, nur mir ihren Erfolg zu verdanken. Jedenfalls ist aber eine solche Anerkennung und Dankbarkeit eine große Freude für den Lehrer und — die beste Reklame!

Letzte Woche war bei Bosserts großes Weinabziehen! Wir beide hatten uns nämlich aus Egg Habor-City ein Fäßchen Rotwein kommen lassen, das wir nun in seinem Keller zusammen abzogen. Diese Stunden im Keller beim duftigen Rotwein erinnerten mich an ähnliche fröhliche Stunden zu Hause, wo ich in Gemeinschaft mit den Schwestern so manches Faß Weißen und Roten abfüllen half. Hier bei meinem geistlichen Freunde hatte die Sache zunächst ihre Schwierigkeiten. Nämlich — wie das Fäßchen ins Haus hineinpraktizieren, ohne daß es jemand sah! Natürlich wurde die Abendstunde hierzu gewählt und glücklicherweise hat's auch niemand gesehen. Daß die Frau Pfarrerin uns bei dieser Gelegenheit einen guten Happen-Pappen im Keller servierte, ist selbstverständlich. Meinen Anteil des Weines nahm ich mir dann so allmählich in einer Handtasche nach meiner Wohnung hinüber. So hatten wir uns bei gegenseitigen Besuchen stets einen guten Tropfen vorzusetzen, und wie oft bin ich Sonntags abends nach der Kirche bei meinem geistlichen Freund eingekehrt. Ich kann nicht behaupten, daß seine Besuche bei mir seltener waren! Dann hieß es eines Tages: „Was! Sie haben keinen Wein mehr?" Der edle Stoff war eben in kurzer Zeit von uns konsumiert

worden, wobei bei mir auch noch Wentzel tapfer geholfen hatte, und es mußte neuer bestellt werden.

Da wir nun mal bei den leiblichen Genüssen sind, so möchte ich auch noch einen anderen sehr ulkigen Vorfall erwähnen. Vor einigen Tagen fand ich auf meinem Schreibtisch, als ich mittags von der Schule kam, ein Briefchen von Mc. Tamley, in dem er mich für denselben Abend zum Essen einlud. Meine enthusiastischen Beschreibungen von deutschen Delikatessen hätten ihn bewogen, eine deutsche Spickgans, Trüffelleberwurst und Gänseleberpastete aus Philadelphia kommen zu lassen, und ich dürfte unter keinen Umständen absagen. Folgendes P. S. fand sich in dem Brief, von Frau Mc. Tamleys Hand: „Mein lieber Professor, ich habe Sie den ganzen Nachmittag gesucht, um Sie zu fragen, auf welche Art und Weise die Spickgans zubereitet wird. Leider habe ich Sie aber nicht gefunden.“ Dieser Brief ließ mich Grausiges ahnen!

Pünktlich zur festgesetzten Zeit erschien ich abends bei meinen Freunden in freudiger Erwartung all der deutschen Genüsse. Dann gingen wir zu Tisch; zwar standen da wunderschöne Würste und die Gänseleberpastete, aber vergeblich suchten meine Augen nach der Spickgans. Ich sollte mich nicht lange hierüber wundern, denn plötzlich erschien das Dienstmädchen mit einer dampfenden Schüssel in der Hand, und fein aufgeschnitten wurde uns präsentiert — die gekochte Spickgans! Und mit Mikosch konnte ich nur ausrufen „Armes Spickgans meiniges, wie hast du dir verändert!“

Hiermit nun also Schluß und viele herzliche Grüße von

Eurem treuen Sohn.

Hier ist die Übertragung des Gedichts:

Do not touch it.

Where human hearts in secret love
True and devoted, touch them not!
The Heavenly spark comes from above
O spare it, for it comes from God!

Look all the wide, wide world around —
If there's a spot, innocent, sweet,
Believe the spot is to be found
Where human hearts in first love beat.

Do not disturb their tender dream
So full of blossoms, bliss and joy,
You do not know what Heavenly beam
What paradise, you would destroy.

Many a heart breaks with despair
Deprived of all its love and light,
And many a wretched one and bare
Must die in deepest, darkest night.

And many a one with suffering
Cries loud for lust when love has fled;
Sinks down deep in the swamp of sin,
The Godly spark in him is dead.

Then you might weep, your tears might burn,
Too late! Repentance is in vain,
The rosy blossoms ne'er return,
A dead heart cannot love again!

Emanuel Geibel.

Harrisburg, 20. November 97.

Geliebte Eltern!

Was Du mir in Deinem letzten Brief von Vetter Max's Besuch schriebst, liebes Muttchen, hat mich beinahe neidisch gemacht, denn die 14 Tage, die er bei Euch zugebracht hat, müssen ja reizend gewesen sein, und er hat Euch auch soviel von Amerika und von mir erzählt, genauer und eingehender, als es brieflich möglich ist. Dazu kommt noch, daß er ja in Harrisburg gelebt hat und die Verhältnisse hier sehr genau kennt. Bei meinem neulichen Besuch in Baltimore mußte er mir natürlich viel von Euch allen erzählen; ich sah ihn im Geist mit Dir, liebes Vaterchen, durch Wald und Feld und über den Gutshof wandern und die Brennerei beaugenscheinigen. Namentlich die Berichte von der letzteren interessierten mich aufs lebhafteste, und ich hoffe ja sehr, mich von dem guten Fortbestehen derselben nächsten Sommer selbst überzeugen zu können. Es ist gute Aussicht dazu vorhanden, denn „der leere Kasten schwoll!" — das Herz ist dabei Gott sei Dank noch nicht leer geworden, sondern gut deutsch geblieben und schlägt Euch allen in sehnsüchtiger Erwartung des Wiedersehens entgegen.

Es waren reizende Tage, die wir drei Vettern neulich in Baltimore zusammen verlebt haben. Erharts Frau und Kinder lernte ich bei diesem Besuch kennen und fühlte mich

durch den lieben verwandtschaftlichen Ton in der Familie vom ersten Augenblick an wie zu Hause dort. Wie Ihr ja wißt, ist Erhart auch schon als ganz junger Mensch nach Amerika ausgewandert und ist nun schon 20 Jahre hier. Er ist auch nicht auf Rosen gebettet gewesen, sondern hat sich in den ersten Jahren in Newyork hart durchkämpfen müssen, hat sich aber doch so viel verdient, daß er von seinen Ersparnissen dann hier in Baltimore ein eigenes Geschäft anfangen konnte. Er hatte ebensowenig wie ich, hier in Amerika jemand, an den er sich hätte wenden können, der ihm geholfen hätte, wie er es nachher seinem Bruder Max gegenüber konnte, — aber es ist ihm geglückt!

Wir haben in diesen Tagen in Baltimore natürlich aufs lebhafteste unsere Erlebnisse ausgetauscht; interessant war dabei, was Max von den Ansichten berichtete, die man in Deutschland über die sogenannten „verlorenen Söhne" in Amerika hat. Ist's einem geglückt, nach harter Arbeit, nach Anstrengungen und Entbehrungen, von denen unsere Standesgenossen im alten Vaterlande keine Ahnung haben, dann heißt es so leichthin: „Ja, ja, er hat sich jetzt auch die Hörner abgelaufen, es geht ihm jetzt ganz gut!" Glückt es aber nicht, und ist er nach deutschen Begriffen zugrunde gegangen, d. h. fristet er hier sein Leben z. B. als Kellner, dann heißt es: „Er hat hier keine Energie und keinen Charakter gehabt, darum ist er auch drüben nicht vorwärts gekommen!"

Max sagte, die oberflächlichen Urteile, die er bei vielen deutschen Familien während seiner Besuchsreise gerade über diesen Punkt gehört, hätten ihn manchmal recht geärgert.

Natürlich hat wohl ein jeder mit ihm über diese Verhältnisse gesprochen, da es bekanntlich fast in jeder deutschen Familie ein sogenanntes „schwarzes Schaf“ gibt, das durch eigene Schuld oder noch öfter: durch die seiner Angehörigen gezwungen ist, sich in Amerika sein Brot zu suchen.

Daß aber gerade auch die, denen es hier nicht geglückt ist, zu besseren Lebensstellungen sich emporzuarbeiten, die Fabrikarbeiter, Kellner, Straßenarbeiter, Straßenbahnkutscher, Schaffner usw., man könnte noch viele derartige Berufe anführen, furchtbar schwer haben kämpfen müssen, um sich überhaupt über Wasser zu halten, daran denkt von diesen Gedankenlosen drüben — niemand!

Was es heißt, aus einer Lebensstellung herausgerissen zu werden, in der man als gebildeter Mensch an einen gewissen Luxus und Komfort gewöhnt war, und dann plötzlich hinter der Maschine zu stehen, auf dem Kutscherbock zu sitzen, Erde zu schaufeln, Panamahüte zu pressen, amerikanischen und deutschen Knoten Bier zu servieren, oder selbst mit dem Reklameplakat auf Brust und Rücken für 1 Dollar den Tag als „Sandwich-man“ die Straßen auf und ab zu wandern, davon machen sich diejenigen keinen Begriff, die ohne weiteres über jene den Stab brechen, die — „zugrunde gegangen sind!“

Was Max hierüber berichtete, bewegte uns wirklich alle tief, als wir uns nun so in unsere eigenen Lebenserfahrungen hineinversetzten. Gerade diejenigen, liebes Vaterchen, die es hier zu „nichts“ gebracht haben, haben am schwersten kämpfen müssen, haben am schwersten siegen müssen. Denn sieh mal, auch sie haben gesiegt, — über enorm schwierige Verhältnisse,

denn sie haben sich ehrlich und anständig durchs Leben geschlagen, haben die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten überwunden, und sind nicht zugrunde gegangen, wie man in Deutschland annimmt. Sie sind auch nicht schlechter geworden, haben auch deshalb nicht etwa weniger Anspruch auf Achtung und Liebe, im Gegenteil — sie sollten eigentlich um so mehr die Achtung und Anerkennung jedes gerecht denkenden Menschen haben. Diejenigen, die wirklich zugrunde gehen in diesem Lande, sind solche, die auch im alten Vaterland minderwertig uud charakterlos gewesen sind und die sich hier dem Suff ergeben haben. Der Whisky bringt viele an den Abgrund, und es liegt auch allerdings eine große Versuchung darin, denn vom Whisky kann man wirklich sagen, daß er den Menschen auf kurze Zeit über Leid und Sorge hinwegtäuscht.

Die Bewertungen des Menschen sind eben bei uns ganz andere wie hier. Ich frage Dich, liebes Vaterchen wer hat mehr in seinem Leben geleistet — nicht für die Allgemeinheit, sondern nach menschlichen Kräften bemessen — ein begüterter, verhältnismäßig leicht und glatt in die Höhe gestiegener preußischer höherer Beamter, oder ein preußischer Leutnant, der aus seinem Beruf gerissen ins Ausland geht, dort vis-à-vis de rien steht, und es nach jahrelangen harten Kämpfen dazu gebracht hat, eine eigene Schule zu besitzen und ca. 6000 Mark im Jahre zu verdienen? Wer hat an seinem inneren Menschen mehr gearbeitet nnd verhältnismäßig mehr geleistet — jener oder Dein Sohn? Du wirst verzeihen, wenn ich jetzt zuletzt von mir gesprochen habe. Es lag zu nahe, da wir gerade in diesen Tagen unsere aller-

persönlichsten Erlebnisse besprachen, und ähnliche Erwägungen anstellten, wie ich sie heut in meinem Brief Dir gegenüber ausgesprochen habe.

Über eine andere scheinbar bei Euch verbreitete Ansicht mußten wir eigentlich herzlich lachen. Es ist die, daß jeder Adlige sich hier mit leichter Mühe eine Millionärin erheiraten kann. Das ist der pure Unsinn! Wenn hier eine amerikanische Millionenerbin einen europäischen Aristokraten heiratet, dann ist es meistenteils ein englischer Herzog; deutsche und französische Herzöge sind nicht so hoch bewertet auf dem Heiratsmarkt, wenn sie auch immerhin genommen werden. Auch Grafen, deren Namen in der ganzen Welt bekannt sind, haben schließlich noch Glück; wenn sie nämlich die Moneten haben, hier jederzeit auch äußerlich als Gentlemen auftreten zu können, d. h. wenn sie eben nicht zu arbeiten brauchen, sondern Polo und Tennis spielen, Tallyho-coach fahren, in Newport und anderen fashionablen Badeorten an der See herumbummeln können. Auf diesen Gründen wachsen die Millionentöchter!, wer sich hier also bewegen und einen der erwähnten Titel aufweisen kann, mag sich eine erobern. Dem ganz gewöhnlichen „Feld- Wald- und Wiesenaristokraten" bleibt sie versagt!

Deshalb ist es nicht ausgeschlossen, daß auch andere anständige, gebildete Europäer hier eine liebe Lebensgefährtin finden und mit ihr glücklich werden. Auch das Geld fehlt schließlich neben der Liebe nicht, aber die Idee von der leichten Erheiratung großer Reichtümer ist absurd!

Was übrigens das „Leben fristen" als Kellner anbetrifft, so möchte ich hierzu noch bemerken, daß dies noch der

einträglichste Beruf der sogenannten zugrunde Gegangenen ist. Ich habe in den Tagen in Baltimore an den Bars einiger großer Hotels mehrere junge Deutsche aus guter Familie, darunter auch einen Offizier kennen gelernt, welche neben freier Station 80—100 Mark die Woche verdienten. Der Dienst ist freilich nicht leicht; sie müssen von vormittags 11 bis zum anderen Morgen um 2 oder 3 hinter ihrer bar stehen, und den eleganten Nichtstuern aller Nationen — genannt „Sports" — nicht nur jedes erdenkliche Getränk verabfolgen, sondern auch mischen. Die sogenannten gemischten Getränke, mixed drinks, sind nämlich eine Spezialität des amerikanischen Kneipenlebens, und es gibt eine enorme Anzahl davon, deren Ingredienzien der bar-keeper natürlich alle im Kopf haben und sie auf das feinste zu mischen verstehen muß. Wir drei Vettern waren verschiedene Male zum Frühschoppen in einem der großen Hotels, und ich bewunderte die Virtuosität von Erhart und Max im Bestellen der Getränke mit den schönsten Namen, wie: Sherry-flip, Sherry-cobbler, Lemon-sour, Lemon-squash, Tom and Jerry, und wie sie alle heißen, gut schmeckte das Zeug alles! In einem dieser Hotels, wo wir frühschoppten, bediente dieser ehemalige Leutnant, von dem ich sprach. Von allen seinen hiesigen Standesgenossen mit Achtung und Herzlichkeit behandelt, überall in die Unterhaltung hineingezogen, mit ihnen rauchend und plaudernd, verbrachte er hinter seiner bar nicht einmal ein sehr unangenehmes oder schweres Dasein. Und wenn er an seinem freien Tage im Gehrock und Cylinder seine bekannten Familien aufsuchte, so vergaß er wahrscheinlich den Unterschied zwischen einst und jetzt.

Ich finde diese Art, sein Leben zu fristen, jedenfalls noch angenehmer, wie in Deutschland als ehemaliger Offizier: Wein-, Hagel-, Unfall- oder Lebensversicherungsagent zu sein. Hier wird der bar-keeper als ehemaliger Offizier von keinem über die Achsel angesehen, im Gegenteil: der Amerikaner bringt ihm und in ähnlichen Lebenslagen befindlichen gebildeten Deutschen ein besonderes Interesse entgegen, wenn er arbeitet und anständig sein Leben zu machen versucht. Der Deutsche begrüßt in ihm bald einen Freund und schätzt sich glücklich, einen anständigen gebildeten Landsmann gefunden zu haben. Nur die Sorte unserer Standesgenossen, die hier nichts arbeiten will, kommt nicht vorwärts, und wird weder von Amerikanern, noch von Deutschen geachtet.

Mein Brief ist wieder lang geworden, aber über dies Thema mal mit Euch zu sprechen, hat mir schon lange am Herzen gelegen; denn es ist wirklich traurig zu hören, mit welcher Verständnislosigkeit und Ungerechtigkeit solche Verhältnisse bei uns daheim beurteilt werden.

Innigst grüßt Euch

Euer treuer Sohn.

Harrisburg, 18. Januar 98.

Das Weinachtsfest, das ich bei den lieben Verwandten in Baltimore verlebte, liegt nun schon wieder hinter mir, liebe Eltern, und ich will Euch heut etwas davon erzählen.

Am Mittwoch vor Weihnachten gab ich erst noch hier bei mir eine kleine Teegesellschaft, zu der alle meine Schüler und Schülerinnen eingeladen und riesig vergnügt waren, unter dem Weihnachtsbaum. Namentlich die jungen Mädchen waren sehr übermütig und machten viel Unsinn beim Glückgreifen aus dem Grabschsack. Der schöne Weihnachtsbaum — mein erster eigener in diesen 6 Jahren — brannte in meinem Arbeitszimmer, das auch außerdem mit Grün geschmückt war. Natürlich hing auch ein Zweig mistletoe vom Kronleuchter herab. Beim Tee einschänken halfen mir Mrs. und Ethel Torrington, was ich dankbar annahm, denn alles konnte ich ja doch nicht allein besorgen. Es gab zum Tee die verschiedensten Kuchen, Nüsse und Knackmandeln, Trauben, Feigen und Bonbons. So eine Christmas-party, ein Weihnachtsfest mit brennendem Weihnachtsbaum, hatte noch nie jemand hier in Harrisburg gegeben und am folgenden Tage brachte die Zeitung einen hübschen Artikel darüber. Einer meiner Schüler brachte mir eine Kiste Zigarren als Geschenk mit; es ist ein netter 17jähriger Junge, der gerade jetzt hier vor mir sitzt und eine Klassenarbeit schreibt.

Dann fuhr ich also nach Baltimore, wurde mit Jubel von den Verwandten begrüßt, und verlebte dort, wie gesagt, reizende Tage der Erholung und des Vergnügens. Am Heiligen Abend schmückten wir erst nachmittags alle zusammen den Weihnachtsbaum, und waren dann abends bei seinem Lichterglanz so recht traulich und gemütlich zusammen, tranken Punsch erzählten uns viel von der Heimat.

Vetter Erhart weiß soviel lustige alte Familiengeschichten, und wir haben oft furchtbar lachen müssen über all die Anekdötchen von all den alten Onkels und Tanten! Er und seine Frau schenkten mir eine Blumenvase, Max gab mir einen Spazierstock. Ich verehrte jedem Vetter eine silberne Streichholzbüchse nnd Kusine Berta ein geschliffenes Riechfläschchen mit silbernem Deckel.

Am ersten Feiertage gingen wir drei Vettern mittags um 12 zum Frühschoppen und trafen dort zwei Bekannte von ihnen, den deutschen Konsul, Herrn v. L. und einen Major K. aus der Vereinigten Staaten-Armee. Um 3 waren wir wieder zu Haus zu einem vorzüglichen dinner, zu dem auch noch das nachbarliche Ehepaar E. geladen war. Als unser Rotwein auf die Neige ging, holte der liebenswürdige Nachbar aus seiner Wohnung nebenan ein paar Flaschen Sekt und nun ließen wir es uns sehr wohl sein!

Dabei fällt mir ein, liebes Vaterchen, daß ich denn doch noch auf ein anderes Getränk für den Sommer bei Euch hoffe, als Apollinaris und Himbeersaft! Ich mache hier keinem Menschen gegenüber ein Hehl daraus, daß ich ab und zu sehr gern einen guten Tropfen trinke, und es nimmt mir auch niemand übel. Ich erzählte Euch ja schon, daß ich

mit meinem lieben Pastor so manches Glas Rotwein zusammen trinke, und ich denke, auch Herr Mc. Tamley wird gelegentlich ein Glas Wein nicht verschmähen, obgleich man ihn ja allerdings nie eins trinken sieht.

Nun aber weiter im Weihnachtsprogamm. Wir hatten am ersten Feiertag abends alle zusammen eine Loge im Theater genommen, um uns „the right Mr. Wrong“ oder „the wrong Mr. Right“ oder wie das Stück hieß, anzusehen, mußten aber nach einer Viertelstunde wieder hinaus. Der 16jährige Albert H. nämlich, der schon seit 4 Jahren bei Erharts in Pension ist, hatte wohl in der Weihnachtsfreude etwas zu tief ins Glas geguckt, und wurde nun im Theater plötzlich höchst zärtlich zu seiner Pflegemutter. Er streichelte und küßte sie, und rief ganz laut: „Du bist ein liebes, schönes Fräulein und hast ein feines Hut auf dem Kopfe!“ Natürlich konnten wir anderen nicht ernst bleiben, namentlich explodierten Max und ich in einer Lachsalve, und so entstand denn gerade während der Szene ein ziemlicher Spektakel in unserer Loge und wir zogen es vor, zu verduften! Dieser Albert ist aber im übrigen ein prächtiger Bengel, Sohn eines aktiven Hauptmanns in der U. S. Kavallerie, der jetzt gerade vor dem Major steht.

Die nächsten Tage verlebten wir sehr häuslich und so echt deutsch-gemütlich! Am Sylvesterabend war große Gesellschaft bei Erharts, wir waren wohl ungefähr 35 Personen. Es gab ein sehr gutes supper und auch gut zu trinken: Bowle, Wein, Chartreuse und Whisky. Das junge Volk — und wir waren meist junges Volk — tanzte, und es herrschte heitere, animierte Stimmung. Die letzten Gäste,

ein Rechtsanwalt H. mit Frau und Tochter, blieben bis 5 Uhr, und da saßen wir denn noch gemütlich zusammen und verarbeiteten den letzten Rest Bowle. Neujahr gingen wir wieder um 12 zum Frühschoppen, wohin auch der Rechtsanwalt kam. Um 3 war unser gemütliches Familiendinner bei Erharts und abends waren Max und ich zu einer Gesellschaft eingeladen. Am zweiten kehrte ich wieder hierher zurück und fand einen ganzen Haufen Arbeit vor; jetzt bin ich aber so ziemlich mit allem in Ordnung und wieder mitten drin in der Arbeit.

Du fragst nach meinen Einnahmen, liebes Vaterchen, und da will ich Dir mal das Resultat der letzten Monate aufstellen:

| | | |
|---|---|---|
| Oktober . . . . | 110 | Dollars |
| November . . . | 146 | „ |
| Dezember . . . | 99 | „ |
| Januar . . . . | 85 | „ |
| Februar . . . . | 258 | „ (voraussichtlich). |

Das würde einen Monatsdurchschnitt von ungefähr 140 Dollar ergeben, wenn die Berechnung für diesen und nächsten Monat stimmt. Der Februar wird aber auch wahrscheinlich der beste Monat sein. Ich habe mir Aktien von einem Bauverein gekauft, und habe immer ein laufendes Konto auf der Bank, wovon ich meine Rechnungen mit Checks bezahle. Wie schön ist's doch, daß meine Ersparnisse mir diesen Sommer die Ferienreise zu Euch Lieben gestatten, daß wird ein frohes Wiedersehen werden!

Und nun Schluß, liebes Vaterchen, und viele Grüße

von Deinem alten, treuen Sohn.

Harrisburg, 20. März 98.

Geliebte Eltern.

Ihr habt lange nichts von mir gehört, aber die Arbeit der letzten zwei Monate war groß, glücklicherweise! Sie füllte meine Reisekasse, was ja für dieses Jahr die Hauptsache ist, aber zum Schreiben bin ich nicht gekommen.

Hier schickt sich nun schon der Frühling an „auf die Berge zu steigen", wenigstens lassen ein paar helle Sonnentage schon sein Kommen ahnen. Ich freue mich in diesem Jahr ganz besonders darüber, denn damit rückt ja auch der Sommer näher, und mein Besuch im alten Vaterlande.

Diese nächsten 4 Monate bis zu meinem Kommen habe ich allerdings noch ein tüchtiges Stück Arbeit vor mir, denn eine Abnahme meiner Schülerzahl ist noch nicht eingetreten, was im Sommer ja zweifellos der Fall sein wird. Sowie es heiß wird, fliehen die Reichen in ihre Sommerresidenzen, die Ärmeren in die Sommerfrischen an der See oder auf dem Lande, nur die Berufssklaven und die ganz Armen müssen in der Stadt schmoren.

Hierbei fällt mir eine sehr praktische, amerikanische Sitte ein, die auch bei uns Nachahmung verdient. Die hiesigen Sommerfrischen bilden nämlich während der Hundstagsferien, die fast 3 Monate dauern, für viele arme Studenten und Studentinnen eine Quelle des Gelderwerbs, so daß sie

zum Beginn des Wintersemesters mit den in den Ferien erarbeiteten Schätzen ihre Studien fortsetzen können. Auch solche, die es nicht nötig haben, machen sich diese Sitte zu nutze, verbinden das Angenehme mit dem Nützlichen, indem sie sich die Mittel zu ihrem Erholungsaufenthalt auf irgendeine Weise verdienen. Auf allen Universitäten sind Bureaus eingerichtet, welche vor Beginn der Ferien den Nachfragenden Arbeit nachweisen und zwar in allen Teilen des Staates. Es ist hier z. B. ganz bekannt, daß in den großen Hotels an der Seeküste, an den kleineren urd größeren Binnenseen und in den Bergen, besonders in den östlichen Staaten, die aufwartenden Geister während des Sommers junge Studierende beiderlei Geschlechtes sind.

Viele Studenten werden während der Ferien als Begleiter und Erzieher für die Söhne reicher Eltern engagiert, mit denen sie auf diese Weise kostenlos die schönsten Reisen machen und das Land kennen lernen. Wer Talent zum Schreiben hat, kann zeitweilig als Berichterstatter bei der Tagespresse Verwendung finden. Aber auch alle möglichen Beschäftigungen, die bei uns wohl kaum als mit der Würde eines Studenten vereinbar gelten würden, bieten ihnen hier willkommene Einnahmequellen. Einem Gutsbesitzersohn z. B., der auf der Columbia-Universität studierte, wurde bei einem Newyorker Millionär während der Sommermonate die Aufsicht über den Pferdestall übertragen. Zwei junge Studenten arbeiteten in einer großen Gärtnerei, wo sie die Blumendekorationsstücke herstellten; ein musikalisches Quartett gab in verschiedenen Hotels Abendkonzerte, drei andere eröffneten einen Konfitürenladen, um den alten und jungen Lecker-

mäulern die Langeweile der Sommerfrische zu versüßen, — ein weiteres Trio eine Wäscherei. Auch „als fliegende Buchhändler“, Versicherungsagenten, Turn-, Reit-, Tanz- und Fechtlehrer finden viele Studenten Stellung und Erwerb.

Für weibliche Studierende ist die Gelegenheit ja nicht so günstig, aber auch sie können sich betätigen, und zwar als Stenotypistinnen, sowie in der Krankenpflege. Auch in den Hotels als Zimmermädchen, Aufwärterinnen oder in der Küche, und als Agentinnen jeder Art finden sie Verwendung, so daß sie zum Schluß denn auch ein hübsches erspartes Sümmchen mit nach Haus bringen können.

Ich glaube, so praktisch und vernünftig diese Sitte auch ist, so würde sie doch wohl kaum Nachahmung bei uns finden.

All diese Fakta über das amerikanische Universitätsleben erfuhr ich neulich von Freund Bossert auf einem langen Spaziergang, den wir in dem schönen Frühlingswetter unternahmen. Noch etwas anderes erzählte er mir, worüber wir beide sehr lachen mußten; nämlich die Tatsache, daß noch nie ein englischer Kanzelredner das Kapitel über die Hochzeit zu Kana zum Text seiner Predigt gewählt hat. Und warum diese auffallende Tatsache? Weil Christus aus Wasser — Wein machte, und das ist natürlich für die fanatischen Temperenzler hier ein Stein des Anstoßes, über den sie stolpern würden, und den sie deshalb kühl lächelnd ignorieren.

Ich habe daraufhin übrigens doch einmal unseren englischen Pastor über diese Frage interpelliert, und zwar hauptsächlich in bezug auf seine Stellungnahme zu Temperenzfragen,

wie seine Ansicht, daß jeder Alkoholgenuß eines Christen unwürdig und eine Sünde — vereinbar sei mit der für ihn als Geistlichen doch als unumstößliche Wahrheit dastehenden Wundertat Christi bei der Hochzeit zu Kana. Und was antwortete mir der gute Mann? Christus habe nicht das Wasser in Wein, sondern in ungegorenen Traubensaft verwandelt!

Ebenso sind die Herren der Ansicht, daß Christus mit seinen Jüngern bei der Einsetzung des Abendmahls nicht Wein, sondern ungegorenen Traubensaft getrunken habe. Abgesehen von dem offenbaren Unsinn dieser Behauptung, die sich durch nichts beweisen läßt, habe ich von verschiedenen meiner amerikanischen Zeitgenossen, die das Unglück haben, in Prohibitionsstaaten zu leben, gehört, daß man sich mit ungegorenem Traubensaft einen ordentlichen Affen kaufen kann!

Von einer anderen, alljährlich wiederkehrenden Landessitte, an die man in jedem Februar erinnert wird, will ich Euch noch erzählen. Am 14. Februar feiert man hierzulande — übrigens auch in ganz England — den St. Valentinstag. An diesem Tage werden anonyme Liebesbriefe zu Tausenden versandt, auch kleine Geschenke, Blumen und Konfekt. Außerdem bietet aber auch dieser Tag Gelegenheit, unter dem Deckmantel der sanktionierten Anonymität der Satire und dem Spott die Zügel schießen zu lassen, kurz — seinem lieben Nächsten mal gründlich die Meinung zu sagen.

Meistenteils sind es aber natürlich Billets-doux, die sich die Jugend gegenseitig sendet. Es ist statistisch festgestellt, daß am Valentinstage jedes Jahr 75 Millionen mehr Briefe befördert werden als an anderen Tagen. Neben den ver-

höhnten haben an diesem Tage infolgedessen besonders die Briefträger zu leiden.

Die „Valentine“-Verkäufer machen aber begreiflicherweise enorme Geschäfte. Valentines kann man schon zu einem Cent erstehen, mit Karrikaturen und Knittelversen, die die Schwächen von Personen und gesellschaftlichen Einrichtungen geißeln. Die „Liebes-Valentines“ dagegen sind meist mehr sentimental als künstlerisch ausgestattet, und variieren im Preise von 5 Cents bis zu 5 Dollars, ja, sie erreichen wohl sogar die Höhe von 15 und 20 Dollars, wenn sie mit Handmalereien geschmückt sind. Die billigeren werden fast alle in Brooklyn hergestellt, von wo aus alljährlich bis zu 50 Millionen Valentines über das ganze Land in den Handel kommen.

Das Wort Valentine soll aus dem normännischen Wort „Valentin“ herkommen, und soviel wie „auf Freiers Füßen“ bedeuten. Diese Valentinesitte klingt übrigens auch an eine alte deutsche an, das Mai-Lehen, die am Rhein, in Hessen und in anderen deutschen Gegenden gebräuchlich war, und ja auch von Julius Wolff in seiner Lurley geschildert wird.

Der Krieg mit Spanien scheint jetzt übrigens unvermeidlich zu sein, und das ganze Land ist in großer Aufregung. Der Ausgang dieses Feldzuges ist schwer vorher zu prophezeihen; in hiesigen deutschen Kreisen ist man ja vielfach der Ansicht, daß Spanien als Sieger aus dem Kampf hervorgehen wird. Das Gegenteil könnte meiner Ansicht nach nur dann eintreten, wenn die spanischen Truppen auf Kuba noch minderwertiger sein sollten, wie die amerikanischen Regulären und Milizen. Auf seine Flotte kann sich ja

Amerika verlassen, denn sie ist erstklassig, von der spanischen weiß man nichts Genaues.

Was die reguläre Armee anbetrifft, so ist dieselbe aus dem Grunde minderwertig, und den meisten europäischen Truppen nicht gewachsen, weil sie nur aus „Kasernensoldaten“ besteht, d. h. ein ganz oberflächlicher Drill auf dem Kasernenplatz in den Forts ist die einzige militärische Tätigkeit; an eine regelrechte Ausbildung im Marschdienst, Felddienst und auch sogar im Schießen wie in anderen Dienstzweigen, ist nicht zu denken. Die Offiziere haben daher niemals Gelegenheit, sich in der Führung der Truppen zu üben; weder die niederen noch die höheren Chargen haben eine Ahnung vom modernen Feuergefecht, ebensowenig wie die Mannschaften. Der einzige Dienst außerhalb der Forts besteht in gelegentlichem Biwakieren.

Von den Milizen kann man noch viel weniger Gutes sagen, sie sind nach deutschen Begriffen als Soldaten überhaupt nicht ernst zu nehmen. Meiner persönlichen Überzeugung nach kann der Amerikaner überhaupt kein guter Soldat sein, weil ihm jeglicher Sinn für Disziplin und Subordination abgeht. Unbedingter Gehorsam kann von ihm nicht verlangt werden. Das Material, aus dem sich die Armee rekrutiert, ist ja ganz vorzüglich, körperlich und geistig könnte man auf der Welt kein besseres finden. Diese Vorzüge können die eben genannten Mängel aber nicht aufwiegen.

Noch ein Wort über das Offizierkorps. Es wird auf drei Arten ergänzt, und zwar durch Kadetten, welche die Militärakademie in Westpoint absolviert haben, durch Mann-

schaften, welche sich zur Beförderung zum Offizier als qualifiziert erwiesen haben, und durch Ernennungen aus dem Zivilstande von seiten des Präsidenten. Von dieser letzteren Art des Offiziersersatzes wird vermutlich jetzt im Kriege mit Spanien ein ausgedehnter Gebrauch gemacht werden müssen, indem der Präsident wahrscheinlich Milizoffiziere zu aktiven Offizieren ernennen wird. Die Ernennung von Mannschaften zu Offizieren erfolgt allerdings nur in Ausnahmefällen.

Nun Schluß für heut, ich werde wohl hierauf später noch mal näher eingehen.

Euer treuer Sohn.

Harrisburg, 23. Mai 98.

Dies wird nun mein letzter längerer Brief, liebes Muttchen, bevor ich mich an Bord des Dampfers in Baltimore zur Fahrt nach dem alten Vaterlande einschiffe. Die Ferien beginnen Anfang Juni, so daß ich also am 15. abreisen kann. Glücklicherweise wird durch den nun wirklich ausgebrochenen Krieg der Dampferverkehr zwischen Amerika und Europa nicht gehindert werden.

Vor einigen Tagen habe ich hier in Harrisburg als schönen Abschluß eine amerikanische Hochzeit mitgemacht. Eine liebe Freundin, Maud Handry, heiratete einen Marineoffizier. Leider habe ich hierdurch eine Freundin verloren, wie ich sie wahrscheinlich in Amerika nie wieder finden werde. In Maud Handry verkörpern sich alle guten und schönen Eigenschaften der Amerikanerin. Sie ist großdenkend, klug, von köstlichem Humor und Frohsinn, dabei nie auffallend, weder in Kleidung noch Manieren, sondern stets die vornehme Dame. Wenn ich noch hinzufüge, daß sie ein schönes Mädchen ist, so könnt Ihr Euch denken, daß dieser Typ nicht so leicht noch einmal zu finden ist. Wir hielten „jolly good fellowship", trotzdem sie verlobt war, oder vielleicht sogar gerade deshalb, denn aus diesem Grunde war an etwas anderes nicht zu denken.

Jetzt ist's vorbei mit den schönen Spaziergängen und Fahrten zu Zweien, auf denen wir soviel Schönes, Heiteres

und Humorvolles, Ernstes und Leichtes besprochen haben. Nach der Kirche werde ich jetzt Sonntags allein nach Haus gehen und nicht mehr von Maud aufgefordert werden, in das Haus ihrer Eltern zu kommen, wo man auch am Sonntag bei einem guten Glase Wein und fröhlicher Unterhaltung sich des Daseins freuen konnte, und nicht nur den ganzen Nachmittag Choräle sang!

Die beiden anderen Schwestern sind verlobt, und stehen mir außerdem nicht so nahe wie Maud, darum wird mir dies gastliche Haus nach ihrem Fortgang nicht mehr das sein und bieten können, als es bisher der Fall war.

Die Hochzeit gestaltete sich zu einem schönen Fest und war mit großartigem Geschmack arrangiert. Die kirchliche Feier fand abends um 7 Uhr statt und war sehr kurz, eine Rede wird bei der amerikanischen Trauung nicht gehalten. Der Pfarrer gibt das Paar zusammen, erteilt den Segen und die Sache ist zu Ende. Eindrucksvoll und schön war der Chorgesang und dann der feierliche Rundgang des jungen Paares durch die Kirche; voran die beiden Schwestern, die ohne Orgelbegleitung eine Jubelhymne sangen. Hinter dem Brautpaar die Brautführer, lauter Marineoffiziere in Uniform mit den Brautjungfern. Nach der kirchlichen Feier fuhren die zur reception geladenen Gäste nach dem Hochzeitshaus. Ich langte als erster dort an, und fand das junge Paar und die Eltern im parlor, bereit, cercle zu halten. Jetzt lernte ich auch erst den jungen Gatten kennen, einen äußerst sympathischen, gut aussehenden Offizier. Bei Gratulationskur fiel mir eine amerikanische Sitte auf, die etwas an die weihnachtliche des Küssens unter dem mistletoe erinnert. Die

Freunde einer jungen Frau haben nämlich das ungeschriebene Recht ihr am Hochzeitstage einen Abschiedskuß zu geben. Der Ehemann kann, wenn er sich nicht lächerlich machen will, keinen Einspruch hiergegen erheben, und hat auch wohl meist gar keine eifersüchtigen Empfindungen bei dieser Küsserei, weil sie eben nichts bedeutet, sondern nur eine übermütige lustige Sitte ist. Dieses Recht wurde denn auch von Alt und Jung gehörig ausgebeutet, — nur nicht von mir!

Nachdem die recht ermüdende Gratulationskur beendet war, begab man sich in das anstoßende Speisezimmer, wo die delikatesten Leckerbissen aufgestellt waren. An diesem Abend gab es aber auch bei Handrys — „offiziell" — nichts zu trinken!, denn Getränke öffentlich aufzustellen, wäre selbst für so liberal denkende Menschen wie Handrys nicht angebracht gewesen, da fast alles, was in Harrisburg zur ersten Gesellschaft gehört, anwesend war und für die meisten der Gäste wäre ein solcher alkoholischer Affront zu stark gewesen!

Aber — dursten brauchte man deshalb doch nicht! Mauds Bruder flüsterte mir nämlich sofort ins Ohr: „Drei Treppen, erste Tür links, Kneipzimmer". Dort fand sich denn auch sehr bald die gesinnungstüchtige Herrenwelt zusammen, und es mangelte an nichts. Champagner, Wein, Porter und Ale, Cognak, Whisky, Zigarren und Zigaretten, alles war in Fülle und in vorzüglichster Qualität vorhanden.

Aber wie traurig ist es doch, daß selbst so prächtige Menschen wie diese wegen der verbohrten hiesigen Temperenzfanatiker zu solchen Heimlichkeiten greifen müssen. Wieviel schöner und gemütlicher wäre es gewesen, wieviel heiterer und anregender hätte die Stimmung unten in der Gesellschaft

sein können, wenn man dort hätte offen und fröhlich die Gläser aneinander klingen lassen. Es war sonst alles vorhanden, was fröhlich macht, Musik, Tanz, Blumen, schöne Frauen, aber — es fehlte der Wein, von dem doch schon die Bibel sagt, daß er des Menschen Herz erfreut!

Es war ja auch so ganz heiter; man tanzte, plauderte, flirtete, aber es fehlte eben, was man bei uns „Stimmung" nennt; diese kam erst hinein, nachdem sich zu später Stunde der Schwarm verlaufen hatte. Gegen 11 Uhr verabschiedeten sich nämlich die meisten Gäste, und ich wollte auch schon gehen, als die junge Frau zu mir kam und mich bat, doch noch zu bleiben. Außer mir blieben nur noch die Brautführer und Brautjungfern. Ich lernte jetzt wieder eine sehr hübsche amerikanische Sitte kennen. Unter den Zurückgebliebenen, den intimsten Freunden und Freundinnen der Braut, machte jetzt der „loving-cup" die Runde. Dieser loving-cup war ein hoher silberner Pokal, den die Braut von ihren Brautjungfern als Hochzeitsgeschenk bekommen hatte. Aus diesem Pokal wurde nun zum Schluß im Kreise der Getreuesten ein Umtrunk gehalten. Daß Maud mich aufgefordert hatte, mich diesen Intimsten zuzugesellen, war mir natürlich eine große Freude, denn es zeigte mir zum Schluß noch einmal, daß sie mich ebenso hoch schätzte wie ich sie.

Der Umtrunk des Hochzeitsbechers wurde in schlichter, reizender Weise vollzogen; es war eine Art geistigen Liebesmahls, das wir hielten. Die hübsche Feierlichkeit, mit der die ganze Sache arrangiert wurde, wirkte naturgemäß auf meine Gemütsstimmung an jenem Abend mächtig ein, und

ich glaube, daß wenige Hochzeiten, die ich in meinem Leben mitgemacht habe oder noch mitmachen werde, einen so bleibenden Eindruck hervorrufen können.

Maud ist für immer meiner Sphäre entrückt. Ein Becherklang, ein Blick ins Auge zum Schluß, — und dann war sie fort. An dem allgemeinen Pantoffel-, Schuh- und Reisschmeißen hinter ihrem Wagen her habe ich mich nicht beteiligt, denn mir war recht einsam zumute. Das war die einsamste Zeit, die ich in Amerika erlebt habe, denn Maud fehlte mir!

Von den anwesenden Marineoffizieren fiel mir ein junger Seekadett auf, ein Mr. Hobson, mit dem ich mich sehr gut unterhielt, und dessen sympathische Persönlichkeit mich an schöne Zeiten im Kameradenkreise im alten Deutschland erinnerte.

Hiermit will ich heute meinen letzten Brief schließen, und werde Euch nur noch eine kurze Benachrichtigung schicken, wann ich abreise und wann ich anzukommen hoffe.

Innigst grüßt Euch

Euer treuer Sohn.

Harrisburg, 2. Juni 98.

Geliebtes Vaterchen!

Endlich ist die Zeit gekommen, wo ich zu Euch zurückkehren und mich mit Euch Lieben allen einige Monate des Beisammenseins in der alten Heimat erfreuen kann.

Ich reise am 15. Juni mit dem Dampfer „München“ von Baltimore ab, und werde dort noch die letzten Tage vor der Abreise bei den Verwandten verleben.

Nach der Heimat zieh' ich wieder,
Nach dem teuren Vaterland,
Wo man singt die frohen Lieder,
Wo man spricht ein deutsches Wort!
Sei gegrüßt in weiter Ferne,
Teure Heimat, sei gegrüßt!

Auf Wiedersehn!

Dein treuer Sohn.

Druck von A. W. Hayn's Erben, Potsdam.